

280

KOH

1



*Maximilian II.  
König von Bayern*

König Maximilian II. von Bayern  
und der  
Philosoph A. W. J. von Schelling.

von  
Dr. Adolph Rebat.

Waren durch Maximilian II. und  
Adolph Rebat angeordnet Briefen.



2  
K

König Maximilian II. von Bayern  
und der  
Philosoph F. W. J. von Schelling.

Von  
Dr. Adolph Kohut.

Mit einem Bilde Maximilian II. und  
dreizehn bisher ungedruckten Briefen.



Universität München  
Bibliothek des  
Historicums

— Leipzig 1914. —  
Walter Martgraf.

Ich sage Allen, die mir Anhänglichkeit, Liebe und Treue bewiesen haben, meinen innigsten, wärmsten Dank. Ich vergebe vom Grunde meiner Seele allen denjenigen, bei welchen dieses nicht der Fall war, die mich wissentlich oder unwissentlich gekränkt. Mögen aber Alle auch mir vergeben, die sich über mich zu beklagen haben, ich bitte sie von Herzen um Verzeihung. Möge der Allmächtige mein theures braves ehrliches Bayernvolk auch ferner und in alle Zukunft in seinen heiligen Schutz nehmen, seinen reichsten, besten Segen ihm verleihen. — Ich habe es von Jugend auf treu am Herzen getragen, es war der Gegenstand meiner Arbeiten, meiner Sorge, meiner Leiden und Freuden; sein Glück war das meine. — Meine Liebe zu ihm wird mein Leben überdauern. Für mein Volk werde ich wirken u. beten, so lange ich wirken u. beten kann. —

Den 16. December 1851.

Aus dem Testamente Maximilians II.  
† 1864.

## Inhaltsverzeichnis

	Seite
Maximilian II. von Bayern als Förderer der Wissenschaft	1
König Maximilian II. als Philosoph und Denker	20
F. W. J. von Schelling als Lehrer des Kronprinzen Maximilian in der Philosophie	58
Kronprinz Maximilian als Schüler Schellings	91
Des Kronprinzen Maximilian freundschaftliche Beziehungen zu Schelling	113
Kronprinz Maximilian im Kampf um Schelling . . . Hie München — Hie Berlin	126
Maximilian II. als König und sein Verhältnis zu Schelling	145
Ehrungen Schellings durch Maximilian II.	167
Schellings Tod und das Schelling von Maximilian II. gesetzte Denkmal in Regaz	175

(Mit dreizehn bisher ungedruckten Briefen.)

## König Maximilian II. von Bayern als Förderer der Wissenschaft.

Am 28. November 1911 war ein Jahrhundert im Strome der Zeiten dahingerauscht, seitdem der leider viel zu früh († 10. März 1864) verblichene edle, hochverdiente und unsterbliche König Maximilian II. von Bayern das Licht der Welt erblickt hat. Es bedarf jedoch nicht dieses aktuellen Anlasses, um die Aufmerksamkeit nicht nur der Bayern bezw. der Deutschen in aller Herren Ländern auf diesen Monarchen zu lenken, sondern um für ihn auch das Interesse all derjenigen aufs neue zu erwecken, die für wahres Menschentum, hochherzige Gesinnung und unvergängliche Ruhmeschöpfungen auf dem Gebiete der Wohltätigkeit, sowie für die tatkräftige Förderung von Kunst, Literatur und Wissenschaft auf dem Thron Sinn und Verständnis haben. Wie hätte dies auch anders sein können! Das Wort, welches angeblich ein römischer Kaiser gesprochen haben soll: „Diem perdidit“ d. h. „Ich habe einen Tag verloren,“ wenn er nicht für das Allgemeinwohl und der Humanität gewidmet war, konnte man mit Fug und Recht auch auf ihn anwenden. Sein ganzes Leben, Wirken und Schaffen war der Erreichung und Verwirklichung des Guten, Schönen, Nützlichen und Heilsamen auf Erden ge-

Rohut, Maximilian II. von Bayern.

weißt. Ein Hohepriester des Idealismus, betrachtete er es als seinen heiligsten Beruf, seine Landeskinde glücklich zu machen, die Gewissens- und Glaubensfreiheit zu schützen, die persönliche Sicherheit zu erhöhen, die Wohlfahrt des Volkes zu heben und die geistigen Güter der Nation zu mehren. Was Goethe auf Schiller sagte, als er diesen seinen besten Freund verlor, galt auch von ihm:

Es glühte seine Wange rot und röter,  
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,  
Von jenem Mute, der früher oder später  
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,  
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter  
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,  
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,  
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Es ist erfreulich, daß unabhängige Chronisten und Geschichtschreiber schon bald nach dem Ableben dieses gekrönten Ritters vom Geiste die bahnbrechenden und unvergänglichen Verdienste desselben, namentlich auf dem Felde des höheren geistigen Lebens, anerkannt haben. Ich nenne nur Männer wie J. von Döllinger, W. H. Riehl, Otto Pfeleiderer und Fr. von Bodenstedt. Sie alle wurden nicht müde, in Wort und Schrift auf die Bedeutung des Marc Aurel auf dem Throne Bayerns hinzuweisen. So hat z. B. der Erstere in einer Festsetzung der Kgl. Akademie der Wissenschaften in München, die 20 Tage

nach dem Dahinscheiden des Königs stattfand, mit beredten Worten hervorgehoben, daß Maximilian II. von Bayern in seiner Art, Literatur und Wissenschaft zu fördern, fast einzig in der Geschichte aller Zeiten und Völker dagestanden habe. Der berühmte Kirchenhistoriker warf interessante Rückblicke auf die fürstliche Pflege der Wissenschaften in den vergangenen Jahrhunderten. Auf die Ptolomäer in Aegypten hinweisend, die durch weisen Schutz und verständige Unterstützung ihr Alexandrien zum geistigen Mittelpunkt der Welt in dem zweitletzten Jahrhundert vor Christo und noch Jahrhunderte nachher machten, streifte er Byzanz, das von Alexandrien hellenische Wissenschaft und Literatur empfing, und kam dann auf den lateinischen Westen sowie auf Karl den Großen und Alfred den Großen als Mäcene der idealen Bestrebungen zu sprechen. Im Mittelalter sah es in dieser Beziehung schlimm aus. Allerdings gab es auch in jenen finsternen Jahrhunderten einige Fürsten, die der Wissenschaft sympathisch gegenüber standen, doch pflegten und förderten sie die einzelnen Zweige derselben nicht aus höheren, sondern lediglich aus persönlichen Gründen. So sollten z. B. Chemie und Alchemie, Astrologie usw. nur dazu dienen, ihr Vermögen zu vermehren. Bis in die Hälfte des 17. Jahrhunderts müsse man herabsteigen, um eine Regierung zu finden, die endlich den Gedanken gefaßt und ausgeführt habe, die Wissenschaft im großen in ihrem damaligen Umfange durch systematische Pflege auf eine höhere Stufe zu erheben. Zum ersten

Male sei dies in Frankreich unter Ludwig XIV. geschehen, der im übrigen ein ziemlich ungebildeter König nur eben dem Glanze seines Ruhmes auch dieses Blatt habe einflechten wollen, nicht durch eigene Initiative, als vielmehr durch den einsichtsvollen Minister Colbert dazu veranlaßt. Damals sei jene Akademie gestiftet und seien jene Einrichtungen geschaffen worden, die, wenn auch mit veränderten Namen und in anderer Form, noch heute fortbestehen, reiche Früchte getragen und Frankreich zu einer Weltmacht auch im Reiche der Geister gemacht haben. Zum ersten Male in Europa seien jetzt wissenschaftliche Unternehmungen von größerem Umfang mit Beihilfe des Staates zustande gekommen, fremde Gelehrte, wie z. B. Cassini, Hunghens, Römer u. a., seien nach Paris gezogen worden und andere haben Jahresgehälter und Belohnungen empfangen, ohne daß man sie ihrem bisherigen Kreise entrückt und besondere Anforderungen an sie gestellt hätte. Anderthalb Jahrhunderte seien vergangen, bis endlich ein gekröntes Haupt, nämlich Friedrich II. von Preußen, ein Mann von hoher Geistesbildung, der Wissenschaft seine Aufmerksamkeit zugewandt habe. Leider sei jedoch auch er dem französischen Literatentum ergeben und so sehr in den Anschauungen seines Freundes Voltaire befangen gewesen, daß das deutsche Geistesleben nicht so wie das französische von ihm gefördert worden sei. Döllinger sagte dann wörtlich:

„In neuester Zeit haben einige Regierungen, die französische, die englische, zeitweilig auch die österreichische und preussische, für die Herausgabe bedeutender Werke große Summen aus Staatsmitteln gewährt, aber unter den Fürsten ist Maximilian II. der einzige gewesen, der mit persönlicher Liebe und persönlichen Opfern seinem Volke, ja der Mitwelt und noch in höherem Maße der Nachwelt eine reiche geistige Ernte bereitet hat. . . . Als er den Thron bestieg, da hatte er nicht gleich anderen Fürsten, die mitunter als Gönner der Gelehrten gepriesen werden, eine besondere Wissenschaft oder künstlerische Liebhaberei zu befriedigen. Niemand weiß von einer exklusiven Neigung für dieses oder jenes, welcher der König mit Hintenansehung anderer Gebiete gefrönt hätte. Er betrachtete das Reich des Geistes nicht mit den Augen eines Gelehrten oder eines Dilettanten, sondern mit den Augen eines Königs, der das ganze übersieht und alle Teile dieses Ganzen mit unparteiischer Liebe umfaßt, der auch hier keine Günstlinge und keine Stiefkinder hat, gleich der Sonne, die ihre Kraft aussendet, nicht etwa um einen abgelegenen Winkel zu erleuchten, sondern um der ganzen Welt und allen Geschöpfen Licht und Wärme zu spenden. . . . Er besaß überdies als eine ihn auszeichnende Gabe den festen Glauben an die unvergängliche Würde der Wissenschaft, an ihre unfehlbar zum endlichen Siege sich durchkämpfende Wahrheit, an ihre zuletzt immer wohlthätigen Wirkungen. Diesen Glauben liebte er sich

auch durch widrige Erfahrungen, durch das egoistische, unlautere Treiben einzelner Gelehrten, das freilich mitunter auch seiner Wahrnehmung sich aufdrang, nicht erschüttern. Für ihn gab es im Reiche des Geistes keine öden Steppen, die den Anbau nicht vertrugen oder nicht lohnten. Ueberall zeigte sich seinem durch umfassende Bildung und durch steten Umgang mit hochbegabten Männern geschärften Blick treffliches Ackerland, welches nur der rechten Hände harre, um zum Heil der Menschen seine Früchte hervorzubringen.“

Döllinger hat treffend auch darauf hingewiesen, daß Maximilian II. die Wissenschaft und die Gelehrten nicht aus dem Grunde gefördert und unterstützt habe, weil er von der Ansicht ausgegangen sei, daß ein Fürstentum gehoben durch die Folie eines Kranzes von berühmten Namen sich ansehnlicher ausnehme, er habe vielmehr viel größer gedacht. Sein Patronat sei die Wissenschaft selbst gewesen, und ihre Priester haben ihm viel zu hoch gestanden. Sie sollten keineswegs etwa als Trabanten den fürstlichen Planeten umkreisen und nur leuchten, um den Glanz seines Gestirns zu erhöhen. In seinen Augen sei die Wissenschaft als die hehre Lehrmeisterin aller Kulturvölker ihm erschienen und er habe es deshalb für unwürdig erachtet, sie als ein bloß zum Schmucke seines Hofes bestimmtes Prunkstück anzusehen. Den Dienern der Wissenschaft habe er besseres und würdigeres zugehört, als die Rolle einer zur Erhöhung des königlichen Pompes die-

nenden Gefolgschaft. Darum habe auch der entfernte, persönlich ihm unbekannt Gelehrte, wenn es um eine bedeutsame Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur sich gehandelt, auf seine Teilnahme und seine Unterstützung rechnen können.

Es ist hier nicht meine Absicht, im einzelnen den Nachweis zu führen, was alles Maximilian II. für die Wissenschaft und ihre Sächer sowie für die Gelehrten, Forscher, Denker und Dichter tat; es genüge die Bemerkung, daß es ihm vor allem darum zu tun gewesen ist, den wissenschaftlichen Geist seines Volkes zu wecken, zu erhalten, zu verbreiten und auszubilden. Vom Throne herab wollte er das Beispiel geben, die Fahne des wissenschaftlichen Strebens hochzuhalten und dadurch die Erkenntnis zu verbreiten und die Liebe zur Wahrheit zu kräftigen. Von dem heißen Streben nach Erforschung der Wahrheit erfüllt, suchte er nach den rechten Werkzeugen und nach den rechten Untersuchungsmitteln und Methoden, um dieses ihm vorschwebende herrliche Ziel zu erreichen, soweit es eben dem Menschen gegeben ist, in das Innere der Natur zu dringen und in ihr sowohl wie in der Geschichte die verborgene Wahrheit ans Licht zu bringen. In seinem gläubigen Sinne wußte er wohl, daß dem menschlichen Wissen Grenzen gesetzt sind und daß wir die reine und volle Wahrheit und Klarheit in allem nie erreichen können. Wir müßten uns vielmehr begnügen, durch dicke Nebel und Schleier hindurch nur die Umrisse der Wahrheit zu erschauen, aber es genügte ihm schon, wenn es

ihm vergönnt war, den Saum ihres Gewandes zu erblicken und ihn zu küssen. Er scheute keine finanziellen Opfer, ja er gab sogar einen großen Teil seines Vermögens dazu her, um die Geisteskräfte der Nation zu entfesseln und dadurch die Frische und Gesundheit des nationalen Lebens zu fördern. Immer anregend, fördernd und mit Geldmitteln nicht knausernd, verwandte er sehr beträchtliche Summen auf die Belohnung ausgezeichnete wissenschaftlicher und literarischer Leistungen und rief wissenschaftliche Institutionen und Unternehmungen ins Leben, die dem Fortschritt auf geistigem Gebiete ganz außerordentlich zu gute kamen.

Wie segensreich bewährte sich nicht z. B. der von ihm am 28. November 1853 gestiftete Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst, bestimmt vorzugsweise für deutsche Gelehrte und Künstler! Und wie ersprießlich bewies sich auch seine einige Jahre später — 1856 — geschaffene Stiftung der Maximilian-Medaille! Diese sollte mit einem beträchtlichen Geldpreis jedes Jahr den vier besten Werken auf dem Gebiete der Staatswissenschaft, der Geschichte, der Philologie und der Naturwissenschaft zuerkannt werden. Auch als Preis für die Lösung einer vom König zu stellenden wissenschaftlichen Aufgabe sollte die Medaille zugleich mit der ausgesetzten Summe gegeben werden.

In dem letztgenannten Jahre war es auch, wo er eine sogenannte „Wissenschaftliche Kommission“ aus Männern der verschiedensten Fächer nach München berief, die unter dem Vorsitz des bayerischen Kul-

tusministers Vorschläge zur universellsten Förderung der deutschen Wissenschaft machen, eingehende Gesuche prüfen, zugleich aber auch in seinem Namen die berühmtesten Gelehrten an allen Enden des deutschen Vaterlandes zu selbständigen Anträgen auffordern sollten. Der bekannte Kulturhistoriker W. H. Riehl, der selbst ein Mitglied der wissenschaftlichen Tafelrunde war, die der König um sich versammelt hatte, bestätigt in einem Aufsatz, den er 1872 im „Historischen Taschenbuch“\*) veröffentlichte, daß die Ergebnisse der „Wissenschaftlichen Kommission“ sehr gute waren und daß auch die „Historische Kommission“, die später zustande kam, nicht minder überaus wertvolles leistete. Die letztere war nicht bloß bestimmt, Vorschläge zu machen und zu prüfen, sondern auch, mit eigenen Fonds dotiert, eigene Arbeiten selbständig auszuführen.

Die Naturwissenschaft und alle ihre Zweiggebiete, ferner die Medizin, die Technik, die Philosophie, die Sprachwissenschaft, die Geschichte, die Kulturgeschichte, kurz alle Felder der menschlichen Erkenntnis, sowie die Vertreter der einzelnen Wissensdisziplinen konnten sich ohne Ausnahme seiner tatkräftigen Unterstützung und Aufmunterung erfreuen. Wie schon erwähnt, flossen die zahlreichen Geldsubventionen nicht bloß aus Staatsmitteln, sondern auch aus seiner eigenen Privatkasse. J. von Döllinger, der Gelegenheit hatte,

\*) 5. Auflage, 2. Jahrgang, Leipzig 1872, Seite 18 ff.

von dem zuverlässigen Verzeichnis aller Summen Kenntniß zu nehmen, die Maximilian II. für wissenschaftliche Leistungen bewilligt hat, erzählt, daß er in hohem Grade überrascht und verblüfft von den riesigen Zuwendungen gewesen sei, die allein schon für geschichtliche Zwecke verwendet worden seien. „Mir ist im ganzen Umfang der Geschichte kein Fürst bekannt,“ — so sagt er u. a. —, „der aus seiner Privatkasse mit solch einsichtsvoller Liberalität die wissenschaftlichen Forschungen und literarischen Erzeugnisse in ihren mannigfaltigen Zweigungen unterstützt und gefördert hätte, wie König Maximilian II. Da finden sich zuerst wahrhaft königliche Unterstützungen zu wissenschaftlichen Reisen im Betrage von 5—8000 Gulden, dann Stipendien für Studierende und angehende Gelehrte zum Besuch auswärtiger Universitäten oder auch Gaben an fremde Gelehrte zum Aufenthalt in München, Summen für Anschaffung wissenschaftlicher Instrumente, für Herstellung von Apparaten oder für Verfertigung verschiedenartiger Karten; großartige Unterstützungen für Anstellung von Forschungen im Auslande, beträchtliche Beträge zur Herausgabe der Werke von lebenden oder verstorbenen Gelehrten. Auch wurde zu Keplers Werken, zu Franz Baaders Schriften beige-steuert. Zu Gättschenbergers englischer, zu Godekes deutscher Literaturgeschichte, zu Sigharts Geschichte der bayerischen Kunst, zu Hofmanns altdeutschem Sprachdenkmal, zu Hopfens Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern wurde königlich ge-

geben. Auch eine Kriegsgeschichte Bayerns wurde auf das reichlichste bedacht. Gleichzeitig wurde für die Anlegung neuer Kataloge der königlichen Staatsbibliothek eine hohe Summe bewilligt. Mitunter drängt sich freilich die Wahrnehmung auf, daß die Leistungen in keinem Verhältnis zu der königlichen Belohnung oder Vorausbezahlung stehen, wie denn auch die ausgesucht hohen Preise zur Lösung wissenschaftlicher Aufgaben zum Teil nicht den erwarteten Erfolg gehabt haben. Aber das ist nun einmal unvermeidlich. Im ganzen und großen sind die Gaben wohl verwendet, ist bleibender geistiger Gewinn damit erreicht worden. Nirgends zeigt sich dabei eine Nebenabsicht, eine Bevorzugung dieser oder jener Richtung oder Partei, vielmehr ist durchweg nur der reine objektive Sinn für das, was der Wissenschaft wahrhaft frommt, für Bayerns und Deutschlands geistige Bereicherung zu erkennen, und wenn die Gaben, welche der speziellen Geschichte Bayerns und den Erforschungen der bayerischen Zustände gewidmet wurden, besonders reichlich ausgefallen sind, so werden wir das nur natürlich finden. War es doch sein Wille, daß jedes Talent, welches in Bayern auf irgend einem Gebiet der Wissenschaft oder Kunst sich hervortue, gepflegt, unterstützt und mit fortwährendem Wohlwollen im Auge behalten werden solle.“

Riehl, Bodenstedt und viele andere, die über den König geschrieben und ihre persönlichen Beobachtungen und Erfahrungen getreulich wiedergegeben haben, betonen wiederholt nachdrücklich, daß er einzig und

allein und ausschließlich der Wissenschaft dienen wollte, daß er den persönlichen Kultus nicht liebte und stets peinlich davon berührt war, wenn er sah, daß die von ihm geförderten Gelehrten Nebenabsichten verfolgten. Seine Person vordrängen, war das sicherste Mittel, von dem König weniger beachtet zu werden. Argwöhnisch fürchtete er sich vor allem Günstlingswesen. Wer ihm schmeichelt sagte, war für ihn nicht mehr vorhanden, und nichts war ihm verhaßter, als wenn man öffentlich seine Verdienste anpries. Er merkte die Absicht und wurde verstimmt. Alles, was er leistete, erachtete er als Regenten- und Menschenpflicht, als seine Aufgabe, oder, um mit Kant zu reden, als den kategorischen Imperativ der Pflichterfüllung. Etwas selbstverständliches also zu lobpreisen, hielt er für geschmacklos. Dafür wurde ihm auch die Liebe seines Volkes in unbegrenztem Maße zuteil. Er zählte zu den volkstümlichsten Monarchen, die je auf einem Thron gesessen. Riehl hat recht, wenn er, ein Lebens- und Charakterbild dieses originellen und doch so zart organisierten Fürsten gebend, ihn mit den Worten kennzeichnet: „Er förderte Kunst und Wissenschaft, indem er mit Künstlern arbeitete und lernte. Die Aristokratie des Geistes stand ihm höher als die Geburts-Aristokratie. Er zeigte die Liebe zu seinem Volke, indem er mit rastloser Hingabe den eigenen Frieden an den Frieden mit seinem Volke setzte. Er regierte zu einer Zeit der „Reaktion“, welche trotzdem die mächtigsten Fortschritte des nationalen

Geistes vorbereitete. In solchem Doppelsinne mag man ihn einen ausgesprochenen Typus jener Zeit nennen. . . . König Maximilian war nicht der letzte einer unter den eifrigen Hütern des guten deutschen Geistes; und wenn sich das bayerische Volk in den schwersten Stunden des Jahres 1870 als echt, treu und deutsch erprobt hat, wenn jetzt ein ganz anderer Geist im Lande weht als vor Jahrzehnten, wenn Bayerns Volk und Staat im neuen Deutschen Reich eine bedeutendere Rolle gewonnen haben als jemals im alten deutschen Bund — dann vergesse man angesichts alles dessen nicht, daß König Maximilian es war, der mit redlicher, mühevoller Arbeit zu solchen Früchten den Boden bereiten half.“

Hier sei noch darauf hingewiesen, daß der König, ein nationaler deutscher Fürst, der, wie sein Vater, Ludwig I. von Bayern, stets deutsch gesinnt war und für ein einiges, mächtiges deutsches Reich schwärmte, die von ihm mit solcher Vorliebe betriebene geschichtliche Wissenschaft in erster Linie im Interesse der Neubelebung des deutschen Geistes hegte und pflegte. Die geschichtliche Wissenschaft sollte eben ein mächtiger Hebel sein, um das nationale Bewußtsein des deutschen Volkes zu erwecken und es stets wach zu erhalten. Das Gebiet der geschichtlichen Wissenschaft erschien ihm, um ein schönes Wort Döllingers zu gebrauchen, wie der Gottesfriede im Mittelalter oder wie eine geweihte Stätte, auf der die sonst religiös Getrennten sich zusammenfinden, einträchtig miteinander forschen und wirken können, wo alle, von dem

gleichen Wissensdurst getrieben, aus derselben heiligen Quelle der Wahrheit trinkend, zu einer Gemeinschaft zusammenwüchsen. Die bessere Erforschung und Bearbeitung der deutschen Geschichte lag ihm daher vor allem am Herzen. Es schmerzte ihn, daß der Deutsche mit seiner großen Vergangenheit nicht so vertraut ist, wie es hätte sein müssen, und daß zahlreiche bedeutsame und für die Allgemeinheit sehr wichtige geschichtliche Quellen aus dem Leben der deutschen Vorzeit noch unerforscht brachliegen.

Der König, der eine große Menschenkenntnis besaß und sich, wie gesagt, durch eine erstaunliche Objektivität und ein seltenes Gerechtigkeitsgefühl auszeichnete, hatte eine gute Wahl getroffen, als er an die Spitze der historischen Kommission einen Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber allerersten Ranges, Leopold Ranke, stellte, der gleich dem Monarchen vielleicht der objektivste Historiker war, der je gelebt hat. Damit diese Kommission und ihr Leiter sich die vollste Unabhängigkeit und zwar auch von dem Stifter selbst wahren konnten, bestimmte Maximilian, daß die Verwendung der ansehnlichen Summen ganz und gar durch das genannte Institut erfolgen solle. Zu diesem Zwecke setzte er gleichsam einen wissenschaftlichen Gerichtshof ein, der rein im Interesse der Sache, der Wahrheit und der Wissenschaft verfahren und ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst des Königs seine Entscheidungen treffen sollte. Nie widersprach er diesen Entschlüssen, sondern fügte sich ihnen willig,

auch wenn er im innersten seines Herzens keineswegs mit dem Votum einverstanden war. Wenn aber auch der König die deutsche Wissenschaft im weitesten Sinne des Wortes erforschen, erweitern und durch unanfechtbare literarische Ergebnisse bekräftigen ließ, so wandte er, der Herrscher Bayerns, begreiflicherweise der bayerischen Geschichtswissenschaft vor allem sein Interesse zu. Er war es, der zuerst den Gedanken eines Werkes, wie die Bavaria, faßte, und nicht nur den Plan dazu im allgemeinen, sondern auch im einzelnen entwarf. Das Werk umfaßt die Geschichte und Naturkunde, die Ethnographie, die Klimatologie, die Volkssitte, den Gesundheits- und Krankheitszustand, die Volksbildung und die Sagenwelt Bayerns. Nicht weniger als 40 Mitarbeiter aus den verschiedensten Ständen und Gegenden des Landes trugen dazu bei, dieses so umfangreiche Unternehmen glücklich durchzuführen. Welche Bedeutung diesem Riesenwerke zuerkannt wurde, das beweist ein Urteil des Professors Dr. Daniel, des bekannten Geographen in Halle. Er sagt in der Vorrede zum 3. Bande seines großen geographischen Werkes: „Die für dieses Werk in Aussicht genommenen weiteren Ausführungen werden desto gründlicher und lebendiger sich gestalten, je mehr in allen deutschen Staaten die spezielle Landes- und Volkskunde in so tüchtiger und großartiger Weise geflegt wird, als dies in einzelnen Bundesstaaten, vornehmlich im Königreich Bayern, geschieht. Wenn alle Länder Werke wie die Bavaria aufzuweisen haben, dann muß es

eine Freude sein, eine deutsche Spezial-Geographie zu schreiben.“ Das bayerische National-Museum verdankt gleichfalls der Munificenz des Königs außerordentlich viel. Wer die Sitten, die Kultur- und Kunsttätigkeit Bayerns in früheren Zeiten anschaulich kennen und studieren will, der wird nicht umhin können, die Schätze dieses Museums in Augenschein zu nehmen. Er wird sich an dem Dargebotenen erfreuen und Geist und Herz erfrischen. Dank der Umsicht, der Sammlertätigkeit und der finanziellen Opfer des Monarchen ist vieles vom sicheren Untergange gerettet, und so manches, was bisher verborgen war, ans helle Tageslicht gezogen worden.

Siehen wir nun das Fazit unserer Betrachtungen über König Maximilian II. und seine Stellung zur Wissenschaft, so müssen wir sagen, daß er durch seine Taten, Gaben und Stiftungen, sein edles Wollen und Können, aber auch durch seine idealen und auch praktisch fruchtbaren Ideen dem deutschen Volke im allgemeinen und speziell dem bayerischen ein reiches Vermächtnis hinterlassen, und daß der Same, den er ausgestreut, üppige Blüten getrieben hat. Wie eine Orisflamme leuchtete dieser König seinen Zeitgenossen voran. Aber auch kommende Geschlechter werden noch von ihm singen und sagen als von einem gekrönten Haupte, das nicht müde wurde, immer höher zu streben und das Edle und Gute zu fördern, damit, wie gesagt, das Gute wirke, wachse, fromme, und daß der Tag dem Edlen endlich komme. Mit Recht hat daher Döllinger, als Maximilian II. verblich,

seinen bayerischen Landsleuten die Mahnung zugerufen: „ . . . Zeigt, daß Ihr mit der Empfänglichkeit auch die zähe Ausdauer, den nachhaltigen Fleiß, die nicht erhaltende Begeisterung für hohe Ziele besitzt! Das Feuer gründlicher Wissenschaft ist nunmehr auf dem Altare des Vaterlandes entzündet und verbreitet weithin seinen Schein. Sorgt Ihr, auf daß es niemals mehr in Bayern verlösche.“

War es da nicht natürlich, daß die Heroen der Literatur und Wissenschaft, die Maximilian II. um sich versammelte, wie ein Justus von Liebig, ein Heinrich von Sybel, ein Emanuel Geibel, ein Friedrich von Bodenstedt, ein Oskar von Redwitz, und wie sie alle hießen, von tiefstem Schmerze durchwühlt, das Grab des erlauchten Märens umstanden und ihren Empfindungen einen mehr oder weniger beredten und schönen, poetischen Ausdruck gaben? Die Immortellenkränze, die sie auf die Gruft des dahingeshiedenen Herrschers von Bayern niederlegten, legen noch jetzt Zeugnis davon ab, daß nicht nur ein Fürst des Landes, sondern auch ein Fürst der Wissenschaft dahingegangen war.

Mögen hier einige Proben dieser dichterischen Ergüsse zur Kennzeichnung der Stellung des Königs zu den idealen Gütern des Lebens und der Menschheit auszugsweise mitgeteilt werden.

Friedrich von Bodenstedt gab dem Gedanken Ausdruck, daß es keinen Fürsten gegeben, der mehr geliebt worden sei, als Maximilian II. Deutschlands bester Fürst sei von des Todes Sichel gefällt worden.

Robut, Maximilian II. von Bayern.

An seiner Hand habe er den goldenen Ring getragen,  
daran des Volkes deutsche Hoffnung hing:

„Sein milder Glanz strömt keinem mehr hienieden,  
Des Friedens Fürst ging ein zum ew'gen Frieden,  
Der Tod erst zeigt des Lebens Summe ganz,  
Das Grab erst beut' den echten Ruhmeskranz,  
Da schweigt der Schein, der Trug und die Verblen-  
dung

Da steht der Mensch am Prüfstein seiner Sendung.“

In einem reizvollen Sonett fragt Emanuel Geibel, ob es je ein königliches Gemüt gegeben habe, das so treu, so standhaft und so stets bereit gewesen, der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Wissenschaft den eigenen Wunsch zu opfern?

„Der Weisheit ernster Freund, den Mäusen hold,  
In Freiheit fromm, mit Deinem Volk in Frieden,  
Hast Du Dein Glück in seinem nur gewollt.“

Julius Große weist in seiner Naenie auf den Tod des Königs mit Nachdruck darauf hin, daß der deutscheste Fürst selbst ein Forscher und Gelehrter gewesen, stets von dem Ehrgeiz geleitet, der Kunst, Literatur und Wissenschaft eine bevorzugte Stätte zu bereiten und der menschlichen Erkenntnis ein weites und reiches Gebiet zu erschließen. Es heißt in seinem Gedicht u. a.:

„Wo lebt ein Fürst, der männiglich gehalten, —  
Was er sich selbst gelobt; ein geistig Reich

In Kunst und Wissenschaften zu gestalten  
Und seinem Volk ein blühend Glück zugleich  
In mildem Rechte herrlich zu entfalten? —  
O, schlafe ruhig, reich hast Du gesät.  
Kein Korn von Deinen Saaten ist verloren.  
Noch wird die Nachwelt einst es preisen spät:  
Welch' neue Zeit für Bayern Du beschworen,  
Welch' mild Gemüt in Deiner Majestät. —  
So lebt es fort in Liedern und in Sagen,  
Dein edles Herz, das aufgehört zu schlagen.“

Nicht nur reichsdeutsche, sondern auch österreichische Poeten, wie z. B. August Radnizky, huldigten den Manen des Heimgegangenen und rühmten besonders seine Verdienste, die er sich um Kunst, Literatur und Wissenschaft erworben. So heißt es in der Elegie, die der letztgenannte Sänger dem König widmete:

„Was Deinen wackern Bayern Du gewesen,  
Was Kunst und Wissenschaft an Dir verlor,  
Das wird die Nachwelt rühmend von Dir lesen,  
Du ragst wie wenige auf dem Thron hervor.  
Du reihst glänzend Dich an Deine Ahnen,  
Dein Land darf stolz auf seine Fürsten sein.  
Der Ruhm braucht keine blutgetränkten Bahnen,  
Im Völkerglück wird lohnend er gedeih'n.“



## Maximilian II. als Philosoph und Denker.

König Ludwig I. von Bayern ließ seinem Sohne und Thronfolger die beste Erziehung angedeihen. Von zarter Konstitution, eine kontemplative Natur, zur Grübelelei geneigt, hat schon der jugendliche Kronprinz philosophisch gedacht und über Welt und Leben, Mensch und Natur, sowie göttliche Dinge und sonstige metaphysische Fragen nachgeforscht. Es war ein Glück für ihn, daß er Erzieher hatte, die, reine und lautere Charaktere und hochgebildete Männer, es als ihre heiligste Aufgabe betrachteten, nicht allein den Geist des Königssohnes zu bilden, sondern auch seinen Charakter zu stählen und ihm die Liebe für alles Schöne, Erhabene und Wahre einzupflanzen. Ein solcher Prinzenerzieher war z. B. der österreichische Historiograph Josef Freiherr v. Hormayr, geboren 20. Januar 1782 und gestorben 5. Oktober 1848 in München. Er war 1828 einem Rufe des Königs Ludwig I. von Bayern nach München gefolgt, wo er als Ministerialrat im Departement des Aeußeren angestellt wurde. Später fungierte er als bairischer Ministerresident in Hannover und bei den Hansestädten in Bremen und wirkte schließlich als Vorstand des Reichs-Archivs in der Hauptstadt Bayerns. Dieser hervorragende Staatsmann und Gelehrte überwachte nicht nur den Bildungsgang, sondern auch die Charakterentwicke-

lung des Kronprinzen Maximilian, mit dem er persönlich wie brieflich in regem Verkehr stand. Im geheimen Hausarchiv zu München befinden sich höchst interessante Zuschriften Hormayrs, die er von 1828—48 an den Thronfolger gerichtet hat. Einige derselben hat der damalige kgl. bairische Legationsrat Dr. Ludwig Trost in seinem Werke „Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns“\*) veröffentlicht. In diesen Zuschriften spricht sich nicht allein die treue väterliche Zuneigung Hormayrs zu dem Wittelsbach'schen Königssohne und eine warme patriotische Hingebung an Bayern aus, sondern es geht daraus auch mit unzweideutiger Klarheit hervor, daß die Lehren, Ratschläge und Mahnungen des genannten Historiographen und Erziehers eine Fülle von Lebens- und Weltweisheit und goldenen Regeln enthielten, die ihren Zweck, das Herz, die Seele und das Gemüt des jugendlichen Prinzen zu läutern und zu erheben, nicht verfehlen konnten.

Aber auch Maximilian, der sich zu dem Freiherrn von Hormayr allezeit sympathisch hingezogen fühlte, saß gern zu den Füßen des Meisters und lauschte seinem mündlichen und persönlichen Unterricht.

Wie sehr die Unterweisungen dieses Prinzen-erziehers in des Wortes bester Bedeutung auf fruchtbaren Boden fielen, das werden die hier auszugsweise mitgetheilten Briefe darlegen.

\*) München 1887, S. 54 ff.

Der Adressat war, als er diese Zuschriften empfing, noch nicht 18 Jahre alt, während der Schreiber derselben das 47. Lebensjahr bereits überschritten hatte. Nun heißt es in einer Zuschrift Hornanrs aus München am 14. Juni 1829, nachdem er sich darüber entschuldigt hatte, daß infolge eines bedenklichen und schmerzlichen Uebels, mit dem er den ganzen Winter über gekämpft, die Kraft und die Klarheit seines Vortrages etwas gelitten habe: „ . . . . . Bedenken Sie, daß Sie erst am Anfange, ich aber nahe dem Ausgange des Lebens stehe; daß die Fürsten keine gefährlicheren Feinde haben, als die Schmeichler und Wohlthäter, — daß ich in den Stürmen des politischen, wie des Privatlebens oftmals in der Ebbe, mehrmals aber wieder in der Flut durch unzählige bittere Erfahrungen die Dinge nach ihrem wahren inneren Wert kennen, in der wahren Proportion habe anschauen gelernt, daß ich lange schon unten in der engen, finstern Klause sein werde, wenn Sie den Thron besteigen, daß ich also ohne jeden Ehrgeiz und ohne jene beiden erbärmlichsten Schwächen der Menschheit, Eigennutz und Furcht, bloß aus Liebe zu Ihrer höchsten Person geredet habe.“

Nach diesen einleitenden Worten verweist Hornanr auf den Kronprinzen Friedrich, den späteren König von Preußen, der sich solange mit größtem Ernst und in echt wissenschaftlichem Sinne auf seinen zukünftigen Beruf vorbereitet und keine Anstrengung und Mühe gescheut habe, um seine der-

einstige Mission mit aller Kraft auszuführen. Wer so hoch stehe, wer so viel und so viele leiten solle, der müsse viel wissen, der müsse seinen Beobachtungsgeist, Ziel und Maß haben, wenn er nicht gelehrt werden, nicht ein Spielball listiger „Maitres de plaisir“ werden wolle. Höhere Ideen, wärmere Gefühle müßten den Geist heben und das Gemüt entglühen, damit er nicht in Alltäglichkeit und Gemeinheit versinke, nicht Kleines begünstige und das Große nur sehr klein betreibe. „ . . . Der Regent und der Feldherr gebrauchen, was an Bildung jeder einzeln bedarf, alles zusammen, denn keine Kunst des Lebens oder Friedens oder des Krieges darf ihnen fremd bleiben. Die heutige Welt fordert leider allzuviel von den Königen. Ihr Spiel ist zusammengesetzter und schwerer als vor 50 Jahren. — *Panier de sa personne* — heißt es nun, und nicht mehr wie einst. bloß edles Repräsentieren..“

Hornanr hält nun dem Kronprinzen in liebenswürdigem, nie an einen Professor, geschweige denn an einen Schulmeister erinnernden Tone Vorlesungen über die wahre Repräsentation des Königs, bemerkend, daß dieser große Aufmerksamkeit auf deutlichen und bestimmten Vortrag, auf eine würdevolle Haltung, auf edle Gebärden und auf die Benützung körperlicher Vorzüge, die ihm, Maximilian, in so reicher Weise zuteil geworden seien, verwenden müsse. Er müsse dem Volk, den Soldaten, aber auch den Frauen gefallen. Er solle sein Streben darauf richten, beliebt und liebenswert zu sein.

Der Kronprinz werde alles erreichen, was sein Herz begehre, wenn er standhaft und beharrlich sein und sich nicht von dem ersten, besten widrigen Luftzug beirren lassen werde. Aber alles, auch die Gunst der Menschen, müsse gewonnen und erobert werden. Es fliegen einem nicht die gebratenen Tauben in den Mund, wie etwa die Wachteln den Israeliten in der Wüste. Man müsse Geist und Mut anspannen und alle Kraft daran setzen; Fortschreiten, Entwicklung, unaufhörliche Tätigkeit sei der Wille der Vorsehung bei dem ganzen Menschengeschlecht, wieviel erst bei den Höchststehenden! Er, Maximilian, dürfe sich nicht so oft von Kleinigkeiten beirren, aus der guten Laune bringen und von Größerem abziehen lassen. „Wachen Sie,“ so ruft er ihm zu, „gegen die Anfänge eines ewig wankenden, mißtrauischen, grübelnden Hypochonders, der Ihre Jugend vergiften, der Ihr Leben vergällen, der Ihnen nach und nach allen Unternehmungsggeist, alle Energie, alle Beharrlichkeit rauben würde. Aufwärts! Vorwärts! muß Ihre Losung sein, wie ich in der Antrittsrede meines historischen Kursus zu sagen mir erlaubte.“

Der Historiker Hormayr flöhte seinem Zögling in besonders beredter Weise die Liebe zur Geschichte und zur Geschichtswissenschaft ein. In demselben Brief empfiehlt er ihm einige Autoren, die über ältere und neuere Geschichte geschrieben haben, deren Werke er eifrig studieren möge. Nach der

Lektüre solle Maximilian auf einzelne Blättchen Fragen und Bemerkungen kurz und trocken hinwerfen, und werde er, der Lehrer, in umständlichen Briefen jedesmal sogleich darauf antworten. Es sei dies die beste Methode, die Geschichte nicht bloß dem Gedächtnis, sondern auch dem Verstande und dem Herzen einzuprägen und sie im ursächlichen Zusammenhang an ihrer wahrhaftigen Wurzel, nämlich am Zusammenhang der Ursachen und der Folgen, zu erfassen. Selbstdenken sei für den Geist, was die Bewegung für den Körper. Ewig bloß die Gedanken anderer anhören sei so unsinnig, als wollte man kleinen Kindern die Speisen von anderen vorkauen lassen.

Die weisen Lehren, die der Erzieher seinem Jünger zu Gemüte führte, sind auf sehr fruchtbaren Boden gefallen. Von jener Zeit ab hatte der Kronprinz sowohl, wie der nachmalige König, es sich zur Gewohnheit, die dann bei ihm zur zweiten Natur wurde, gemacht, über alles kurze Aufzeichnungen sich zu machen, was sein inneres und äußeres Leben bewegte. Ebenso stand er stets unter dem Einfluß der Ideen seines Mentors. Was dieser z. B. in dem angeführten Schreiben als die Aufgabe des Regenten und des Feldherrn bezeichnet, variierte König Maximilian II. im Jahre 1854, als er auf das vom Radežky-Verein zu Innsbruck ihm vorgelegte Blatt eine Widmung schrieb, also lautend: „Ein kluger, erfahrener und zugleich entschlossener Feldherr ist der edelste Stein in der

Krone seines Monarchen. In seiner Hand liegt die Rettung oder das Verderben des Vaterlandes.“

Die Läuterung des Herzens, die Kräftigung des Willens, die Selbstzucht und Selbstbeherrschung und das selbständige Denken waren die Grundsätze, die Hormann unablässig und in der freimütigsten Weise dem Kronprinzen einzuprägen suchte, immer bemüht, die edlen, geistigen und seelischen Eigenschaften desselben zur vollen Entfaltung kommen zu lassen, ihn auf sein Herrscherleben vorzubereiten und auch Bayern eine schöne Zukunft zu sichern. Wie ein roter Faden zieht sich durch alle seine Lehren der Hinweis, daß nur die Pflege und Heiligung der inneren Welt zum Glück und Heile führen könne.

Außerlichkeiten, bezw. äußeres Schaugepränge, dürfen nicht Platz greifen. Wer zum Höheren strebe und Großes erreichen und erfüllen wolle, dürfe sich durch derartige Störungen nie und nimmer beirren lassen. Er müsse ein Denker, der sich über alles und jedes Rechenschaft gebe und über Ursachen und Wirkungen nachzuforschen verstehe, werden. Daher sei es seine heiligste Pflicht, sich vor allem mit dem Panzer unverbrüchlicher Wahrhaftigkeit zu waffnen. „Die Wahrheit,“ so sagt er wörtlich, „ist unbeflegbar, die gerade Linie ist immer die kürzeste. Wie stolz ist es, denken und sagen zu können, der lebt ja nicht auf Erden, vor dem ich auch nur um einer Kleinigkeit willen er-

röten müßte. Jedes meiner Worte kann ich billigend wieder hören, sei auch geraume Zeit seither verflissen. Ja, selbst der kann und mag es hören, wider den mein Wort gerichtet war! Eine solche Wahrhaftigkeit ist nirgends gewaltiger als auf dem Thron, wo sie das allgemeine Vertrauen unwiderstehlich an sich reißt. Sie ist aber leicht dem Herrscher, der niemanden zu fürchten braucht.“

Als Staatsoberhaupt müsse der König der Erste im Staate sein, aber auch über allen Parteien stehen. Falle er selbst in die Hände einer Partei, habe er aufgehört, Fürst zu sein und sei nur ihr Werkzeug. Es habe schlimme Folgen, sein gepreßtes Herz immer demjenigen, der ihm gerade in den Wurf komme, auszuschütten oder immer dem Neuesten oder demjenigen beizupflichten, der als der Letzte gesprochen habe. Doch sei es eine noch unglücklichere Impotenz des Herzens, auch erprobten Männern immer zu mißtrauen, sie zu fürchten, wenn sie untereinander einig seien, sie gern ein wenig untereinander zu heßen und ihnen Mißtrauen gegeneinander einzulösen. Er, Baron Hormann, habe in seinem viel erfahrenen und viel geprüften Leben viele Fürsten gekannt, und nur wenige von dieser Erbsünde frei gefunden. Und doch sei es gerade das Mittel, daß die Diener und Minister sich in die Faust lachen, sich untereinander verstehen und auf Unkosten des Fürsten den Frieden unter sich abschließen, daß der Fürst nie mehr die reine echte Wahrheit höre, sondern nur immer jene

konventionelle, die sie zusammen verabredet haben, daß er sie hören dürfe! Der Erste im Staate dürfe nicht den Schatten der Furcht, nicht den Schatten des Eigennuzes kennen. „Die Wahrheit ist ein Schild, die Gnade ist ein ewiger Frühling, der Ruhm ist ein Sommer und seine Ernte. Es gibt keinen strengeren Tauschhandel als jenen der Herzen . . . Nur wer zu lieben vermag und versteht, der kann geliebt werden. Wer selbst kein Herz hat, wird keines geben noch nehmen.“ Er, der große Prinz, habe aber ein Herz, ein empfindliches und warmes; er werde jeden gewinnen, den er gewinnen wolle. Aber sei dieser Gewinn anders der Mühe wert, so müsse dieser andere auch ein beharrlich treues Gemüt bewahren, sonst sei seine außerordentliche Liebe nur Spekulation und Schmeichelei. Er könne vielleicht sogar ein guter treuer Diener sein, aber nie ein wahrer treuer Freund, und wie wäre er, der Thronfolger und König, zu beklagen, wenn er leben sollte ohne das lebendigste Leben der kraftvollen Mannesfreundschaft und edler Frauen leidenschaftliche Liebe?! Keine Hütte wäre dann so einsam als der Thron, „dieses Stück Holz mit rotem Sammt überzogen“, wie ihn Napoleon in seinem gewohnten Wachtstübchen genannt habe. Den Glanz, den Weihrauch bekomme bald jedes edlere Gemüt, das durch sich selbst gelte, ohne des auswendig aufgeklebten Flitters zu bedürfen, satt.

Wahrhaft ergreifend ist es, wenn wir lesen, wie Hornayr in tief eindrucksvollen Worten seinem Zögling ans Herz legt, daß er sich mit Umsicht waffnen solle, ohne daß er sich von dem Besten seines Herzens, nämlich von seiner Wärme, etwas rauben lasse; wie er ihm eine feste Haltung ohne Steifheit und graziose Bewegung und dergleichen empfiehlt; und wie er ihn mahnt, ja behutsam in seinen Aeußerungen zu sein, denn die Worte dessen, der zum Throne geboren, seien ein Metall, das jeder gerne für sich hämmere und dehne, nach dem jeder geize, und aus dem jeder gerne Waffen schmiede. Als ein deutscher Machiavelli in edlem Sinne, wie ihn etwa Friedrich der Große in seiner Gegenchrift „Anti-Machiavel“ aufsaßte, erscheint uns Hornayr, wenn er seinem „durchlauchtigsten Herrn“ den Rat gibt, sich, wenn er allein sei, daran zu gewöhnen, laut zu lesen, vorzüglich Dinge, die ihm gefallen, die ihn in Feuer setzen, laut, langsam, mit Kraft, und sich zwingend, jedes Wort deutlich auszusprechen. Vor der Front, zum Volk und auf dem Theater sprechend, habe er, der Diplomat und Historiker, darin eine Fülle von Erfahrungen gemacht, und könnte er wohl ein Büchlein darüber schreiben. Es schneide ihm daher oft ins Herz, wenn er die Abneigung und die Schüchternheit des Thronfolgers wahrnehme, sich öffentlich zu zeigen und zu Pferde, ob zwar das Volk ihn gerne zu Pferde erblicken möchte. . . . „Im Lager sollte Sie Ihr hoher Beruf erst recht durchdringen und in Flammen setzen, da ist der rechte Platz. Unsere Zeit mag keine Kö-

nige im Großvaterstuhl. So werden Sie auf Frauen, Soldaten und Volk nicht wirken, jedermann an sich ist dann Ihr ärgster Feind. Wie kleinlich sind Rücksichten auf ein bißchen mehr oder weniger schön reiten und produzieren? Selbstüberwindung ist der echte Magenwein derjenigen, die regieren wollen oder sollen. . . . Keine überreizte Empfindlichkeit gegen jedes nicht ganz glatte Gesicht oder Wort, gleich dem Pflänzchen „Ne me touchez pas“; kein Rekulieren und Gleich-wieder-aufgeben oder Fallenlassen, was ein wenig schwer dünkt, kein Spielen mit den Wissenschaften oder Geschäften und Heutevergessen, was man interessant fand, so lange der einzig fesselnde Reiz der Neuheit noch vorhanden. Das sind die Krankheiten der heutigen Welt.“

Ähnliche Ideen wiederholte Hornanr auch in seinen übrigen Briefen. Immer eindringlicher, immer nachdrucksvoller, ja stürmischer auf die Seele des Jünglings einzuwirken suchend, und je mehr er gewährte, daß der Erbe des Königsthrons mit Begeisterung, ja Entzücken den Worten seines Erziehers lauschte, und wie er sich förmlich danach sehnte, diese vorgetragene Theorien in Tathachen umzusetzen, desto mehr gab er Anweisungen und Richtschnur für den werdenden Philosophen und Denker.

Gleich einem modernen Plutarch hielt er Maximilian als Beispiel die großen Helden der Geschichte sowohl in ihrem Tun und Lassen, als auch in ihrer äußeren Erscheinung zur Nachahmung vor Augen,

immer und immer hervorhebend, daß mit einer schönen Gestalt und Haltung, Macht des Wortes und Wichtigkeit der Rede ein hoher Herr ein Gott sei, und vollends dann, wenn ein mildes Herz und reiche Geistesgaben sich dazu gesellen. Speziell war es Friedrich der Große, auf den er sich oft berief. Dieser Monarch, dessen Persönlichkeit keineswegs an den Apollo von Belvédère erinnert habe, der im Gegenteil von der Natur stiefmütterlich behandelt worden sei, habe ein Auge besessen, durch dessen zündende Glut auch die Herzen anderer Feuer gefangen haben. Durch dieses Auge habe er jedermann bezaubert und nicht nur als Jüngling und Mann, sondern auch als Greis. Jeder habe sich gesagt: „Der alte, wassersüchtige, schwer atmende Schlafrockmann im Armstuhl, das ist derselbe Friedrich, der das kleine Preußen groß machte, der Sieger bei Mollwitz, Bunzlau, Hohenfriedberg, Kesselsdorf, Lowositz, Prag, Roßbach, Leuthen und Torgau, der nicht verzweifelte bei der Niederlage von Chorin und in den Schreckensnächten von Hochkirch und Kunersdorf.“

Wie glücklich war Hornanr, als er aus den Zuschriften, die sein Zögling, speziell aus Göttingen, wo er damals studierte, an ihn richtete, er sah, daß der Kronprinz alle Anlagen zum Denker hatte. So rühmte er in seinem Briefe vom 27. September 1830 das Wort der Weisheit in so jungem Munde: „Die jeßige bewegte, unruhvolle Zeit will und muß verstanden werden. Kennt man sie nicht,

wird man ihr Opfer.“ Diese Worte wolle er mit goldenen Buchstaben einfassen lassen. Wie viele Fürsten und Minister seien Greise geworden, ohne das zu begreifen, wie viele Ehrenmänner seien in Ungnade gefallen, weil sie auf diese warnenden Stimmen nicht gehört, wie verblendet arbeiten manche Gewaltige an ihrem eigenen Sturz, weil sie die Wahrheit gleich einer Beleidigung von sich stoßen, als ob man deshalb gesund würde, weil es der Umgebung streng verboten sei, von der Krankheit zu reden!

Was Hornayr begonnen, setzte Professor Wilhelm Dönniges (später in den Adelsstand erhoben), nur drei Jahre jünger als der König, und gleichfalls Historiker, unter dem Maximilian etwa drei Jahre hindurch 1842—1845 einen vollständigen staatswissenschaftlichen Kursus durchnahm, in erfolgreichster Weise fort. Von ihm sagt Friedrich von Bodenstedt, der zu seinen vertrauten Freunden gehörte, daß er alles sehr ernst genommen habe und mehr ein scharfer und kritischer als ein fruchtbarer Geist, aber von feinem Geschmack, klarem Blick und voll freudiger Empfänglichkeit für alles Schöne gewesen sei. Er habe es trefflich verstanden, wissenschaftliche Fragen aus dem Kern der Sache heraus zu erörtern und durch seine knappe und klare Ausdrucksweise fesselnd und anregend zu wirken. Gerade der Umstand, daß der Vortrag des jungen Professors frei von allem rednerischen Pomp und dem

üblichen, so oft Hohlheit widertönenden akademischen Lehrtou war, gefiel dem Kronprinzen.

In ungezwungenem Umgang mit Gelehrten und Künstlern sich wissenschaftlichen, namentlich geschichtlichen, Studien und literarischer Beschäftigung widmend, aber auch die Natur und ihre Geheimnisse zu erlauschen trachtend, wurde er ein Philosoph und Denker, der über den Ursprung der Dinge, über den ursächlichen Zusammenhang des Daseins, besonders aber über die Probleme der eigenen Seele, nachdachte. Dem geräuschvollen Leben und Treiben abhold, die Einsamkeit liebend und von zurückhaltendem, schweigsamem Wesen, entfaltete sich die volle Blüte seiner Pflanze besonders in seinem Heim in herrlichster Weise. Ludwig Trost in seinem bereits genannten Werke „Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns“<sup>\*)</sup>, Ludwig Hauff in seiner Schrift „Leben und Wirken Maximilians II., Königs von Bayern“<sup>\*\*)</sup> und mehrere andere haben uns anziehende Beschreibungen von einem Sanktuarium des Monarchen gegeben, das recht bezeichnend für das Wesen und Denken dieses Fürsten war. Es handelt sich hier um ein berühmt gewordenes Gemach, das sich im zweiten Stockwerke des Königsbaues der Münchener Residenz, gegen den Max Josephplatz südöstlich, sich befindet. Zu diesem Allerheiligsten trug der König

<sup>\*)</sup> Seite 70 ff.

<sup>\*\*)</sup> München 1864, Seite 348 ff.

den Schlüssel immer bei sich, und durften nach der Versicherung dieser Gewährsmänner bei Lebzeiten des erlauchten Monarchen nur wenige vertraute Personen dieses Kabinetts betreten. So konnte und wollte nur ein echter Philosoph wohnen. Schon unmittelbar über der Eingangstür von Atlasholz war die Inschrift angebracht:

„Vivere cum immortalibus“. (Leben mit den Unsterblichen).

Blickte man noch höher, las man die beiden Sprüche:

„Das Bessere ist oft des Guten Feind“  
und

„Kenne Dich selbst“.

In diese einsame Räumlichkeit pflegte sich der König zurückzuziehen, wenn er sich geistig sammeln und Betrachtungen hingeben wollte, oder wenn es galt, in einer wichtigen Sache einen entscheidenden Entschluß zu fassen. „Zur Erlangung der hier gesuchten Anregung und Heiterkeit des Geistes, des ersehnten Seelenfriedens und zum tatkräftigen Handeln sollten ihm“, so berichtet Ludwig Trost,\*) „die Stimmen und Vorbilder mitbeihilflich sein, die er sich hier sowohl in Sprüchen aus der heiligen Schrift, aus Kirchenvätern, aus der Nachfolge Christi, von weisen Dichtern und Gelehrten, Staatsmännern alter und neuer Zeit, von Kaisern und

\*) „Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns“ von Ludwig Trost, Seite 79 ff.

Fürsten, aus dem Koran, als Inschriften an den Wänden hat anbringen, als auch in Büsten hervorragender und ausgezeichneter Männer, sowie in Bildern hat vor Augen stellen lassen.“

Uns interessieren hier vor allen Dingen jene Sentenzen und Maximen, die gleichsam ein Spiegelbild der geistigen Gedankenwelt, sowie der Lebens- und Weltanschauung Maximilians II. bildeten. Es sei deshalb von ihnen auch aus dem Grunde etwas eingehender Notiz genommen, weil sie der Monarch selbst auswählte, ja sogar hier und da an dem Urtext Aenderungen vornahm:

Lebe, wie Du, wenn Du stirbst, wünschen wirst gelebt zu haben.

Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

-----  
Vorwärts, aufwärts mußt Du schauen,  
Darfst zurücke niemals sehn,  
Mußt in allem Gott vertraun,  
Ohne ihn kann nichts geschehn.

-----  
Zwischen Uebereilung und Versäumnis  
Liegt des Lebens Geheimnis.

-----  
Bedien' Dich der Güter, die Dir zugewiesen,  
ohne Uebermut, und zugleich ohne Zurückhaltung,  
ohne, was Dir abgeht, zu vermissen.

Gedeihlich ist eine stete dankbare Aufmerksamkeit auf die Millionen unbemerkten, immer wiederkehrenden Freuden, die uns der Lauf der Stunden zufließen läßt.

Lasse ja es Dich nicht grämen,  
Geht es nicht nach Deinem Sinn,  
Dir den frohen Mut nicht lähmen,  
Gib nicht drum Dich Sorgen hin.

Sets mußt Du mit festem Gottvertraun  
Lächelnd auf der Menschen Treiben schaun.

Ich muß wirken die Werke dessen, der mich  
gesandt hat, so lange es Tag ist, es kommt die  
Nacht, da niemand wirken kann.

Geschwind gewinnt.

Ohne Rast und ohne Hast.

Wer langsam geht, geht sicher.

Eile mit Weile.

Nimm die Zeit wahr.

Alles zu seiner Zeit.

Kein Tag ohne Linien.

Der Mensch denkt, Gott lenkt.

O Tiefe des Reichtums, der Weisheit und Erkenntnis Gottes, wie unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Ratschläge!

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel, wie in einem dunklen Ort, dann aber von Angesicht zu Angesicht.

Jetzt erkenn' ich Stückweise, wann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin?

Hast Du zur bösen Stund' geruht,  
Ist Dir die gute doppelt gut.

Schweigen ist besser denn Sprechen.

Wer ausharrt bis ans Ende, der wird selig werden.

Stärker ist, wer das eigene Gemüt, als welcher die stärksten Mauern bezwingt.

Die höchste Aufgabe ist im Leben  
Zu nützen stets die goldne Zeit,  
Nach Ehre nur vor Gott zu streben,  
Zu leben für die Ewigkeit.

So wie seine Sterne fliegen  
Durch des Himmels prächt'gen Plan,  
Laufet mutig Eure Bahn,  
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

---

Brüder, über'm Sternenzelt,  
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

---

Niemand kann zween Herren dienen.

---

Was hälfe es dem Menschen, wenn er die ganze  
Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner  
Seele!

---

Tages Arbeit, Abends Gäste,  
Saure Wochen, frohe Feste.

---

Welch ein erhabenes Schauspiel, einen König,  
den mächtigen Beherrscher eines Landes, uns im  
Geiste zu veranschaulichen, wenn er im stillen Käm-  
merlein in wehevoller Stimmung, seinen eigenen Ein-  
gebungen und Ideen lebend, gleichsam aus dem Ur-  
quell der ewigen Weisheit schöpft und über seine  
heiligsten Regenten- und Menschenpflichten nach-  
grübelt! Dort überschaut er sein ganzes Leben,  
Wirken und Schaffen, dort sucht er die ewigen Pro-

bleme des eigenen rebellischen Herzens und des Wel-  
talls zu lösen, gleichsam Zwiesprache mit seinem  
Genius haltend. Wie jeder wahrhafte Denker war  
auch er von Zweifeln viel gepeinigt und kritisch  
veranlagt. Zur Aengstlichkeit und Bedenklichkeit  
mehr als zur leichtfertigen Sicherheit und Selbst-  
gewißheit sich neigend, erwog er mit größter Ge-  
wissenhaftigkeit alle wichtigen Schritte, die er un-  
ternehmen wollte. Wo hätte er nun eine bessere,  
d. h. pietätvollere, Stätte finden können als in sei-  
nem 'sunuhoju sp saju uq; oa 'un;ronnyuog uau  
ster und Beispiel erschien! Wie manchmal drückte  
ihn der Umstand zu Boden, daß allem Menschlichen  
Unvollkommenheit und Schwäche anhafte, und daß  
sein Wollen mit seinem Können nicht immer Hand  
in Hand gehe. Dafür tröstete ihn aber auch das  
Bewußtsein, daß sein Streben ein reines, und daß  
seine Absichten und Gefühle, von allen Schlacken  
des Selbstsüchtigen befreit, nur auf das Wohl der  
Allgemeinheit gerichtet seien. Alle Zeitgenossen, be-  
sonders diejenigen, die das Glück hatten, längere  
oder kürzere Zeit mit dem König zu verkehren,  
also vor allem die Auserwählten und Berufenen  
seiner Tafelrunde, wie z. B. die Dichter Friedrich  
Rückert, Friedrich von Bodenstedt, Paul Henke, Ema-  
nuel Geibel, Ludwig Steub, Karl Stieler, Franz von  
Kobell, der berühmte Philolog Friedrich Thiersch,  
Jakob Fallmerayer, der Verfasser der „Fragmente  
aus dem Orient“, der Kulturhistoriker W. H. Riehl,  
der Maler, Musiker und Dichter Graf Franz Pocci

und viele andere, bestätigen denn auch, daß der König ein echter und wahrer Philosoph war, und daß seine philosophischen Ideen und Anschauungen durch ihre Tiefe, Größe und Gründlichkeit, aber auch durch ihre anziehende Form ihren Eindruck nicht verfehlten. So sagt z. B. Friedrich von Bodenstedt in der Vorrede zu seinem Werke „Eine Königsreise“<sup>\*)</sup>: „König Max war von früh auf ehrlich und eifrig bestrebt, sich auf den harten Beruf, der seiner harte, würdig vorzubereiten. Er hatte einen philosophischen Zug in sich, der ihn nicht ruhen ließ, nach dem Wie und Warum der Dinge zu forschen. Er legte sich selbst jeden Abend gewissenhaft Rechenschaft über die Anwendung des Tages, und ich glaube, er hätte nicht schlafen können ohne das Bewußtsein, im Laufe des Tages etwas Nützliches oder Gutes getan zu haben.“

Leider besitzen wir noch keine Sammlung der Tagebuchaufzeichnungen, der Reden und auch aller Briefe des Königs, was in hohem Maße zu bedauern ist, da ein derartiges Werk einen ebenso interessanten wie bedeutsamen Beitrag zur Gistesgeschichte bieten würde. Aber schon die in den verschiedenen Memoirenwerken des einen oder anderen Ritters von der Tafelrunde des Monarchen enthaltenen philosophischen Gespräche Maximilians II. geben uns vollgültige Proben von seiner hervorragenden philosophischen Gedankenarbeit. Max hier

<sup>\*)</sup> Leipzig, 1879.

aus der Fülle der uns überlieferten Konversationen nur einiges von dem mitgeteilt werden, was Friedrich Bodenstedt aufgezeichnet hat<sup>\*)</sup>:

Man unterhielt sich über geschichtliche Ereignisse, so u. a. über Ludwig XVI. von Frankreich, Napoleon, Kaiser Paul und andere. Der Monarch bemerkte, daß die Geschichte keine besondere Freundin großer Tugendhelden zu sein scheine, die sie nur so nebenbei zu behandeln pflege, da sie mit Vorliebe bei den dunklen Charakteren verweile, die ihr schwere Rätsel zu lösen gebe. Sie liebe energische, rücksichtslose Charaktere, rasch fortschreitende Handlung, spannende Entwicklung und blutige Lösung, wie die Tragödie. Glückselig nenne man die Eroberer, die ihr Ziel, wenn auch mit dunklen Mitteln, erreicht und das Gewonnene wenigstens scheinbar gesichert ihren Nachkommen hinterlassen haben. Nun fragte der König, ob sie wirklich glücklich seien, und überhaupt was sei Glück?

Einer der Anwesenden meinte nun: Glück sei ein Wort, bei welchem sich jeder etwas anderes denke. Dagegen bemerkte der andere: Glück sei die harmonische Betätigung unserer Kräfte, und der dritte sagte: Glück sei der Sonnenschein, welchen die Liebe ins Leben werfe, während ein vierter einwarf: Das Glück sei für den Trägen die behagliche Trägheit,

<sup>\*)</sup> a. a. O. Seite 36 ff.

für den Fleißigen die gesegnete Arbeit, für den Spieler das Gewinnen, für den Jäger eine gute Jagd, für den Feldherrn ein glänzender Sieg, für den Fischer ein guter Fischfang, für den Seefahrer ein günstiger Wind, für die Courtisane ein reicher Liebhaber, für die Reise freundliches Wetter. Nun nahm der König das Wort, indem er ausführte, daß sich das unendlich ausspinnen könnte, aber das habe er nicht mit seiner Frage gemeint. „Es scheint,“ so deduzierte er, „es gibt so viele Sorten von Glück, daß es schwer ist, die richtigen und echten herauszufinden, denn die meisten scheinen mir gefälscht zu sein. Ich kann mir kein wahres Glück ohne ein gutes Gewissen denken, und selbst dieses schützt nicht gegen Unglück, sondern lehrt es nur besser ertragen. Ein dauerndes Glück ist also undenkbar, da das Unglück immer vor der Tür steht, und wenn es uns nicht selbst bedroht, so trifft es andere, die uns in Mitleidenschaft ziehen, wodurch dann unser eigenes Glück wieder gestört wird. Wenn ich mich recht deutlich erinnere, so haben Sie einmal etwas ähnliches in Spruchversen ausgedrückt. Wissen Sie es auswendig?“ fragte der philosophische König, sich zu Bodensiedt wendend.

„Ja,“ erwiderte dieser:

„Nach vollem Glück vergebens  
Strebst Du im Erdental:  
Schmerz ist der Kern des Lebens  
Und Glück nur seine Schal’.

Im Glück oft unbewußt  
Kommt Dir ein schmerzlich Zaudern,  
Als ahnte Deine Brust,  
Es kann nicht lange dauern.“

„Ja, das Glück ist nur ein zeitweise erfolgreicher Kampf gegen das Unglück,“ sagte der König.

Auch bei einem anderen Anlaß unterhielt sich der König mit Bodensiedt und anderen ihm umgebenden Vertrauten über das ihn lebhaft interessierende Thema vom Glück, das augenscheinlich sein Denken Jahre hindurch beschäftigte.

Bei einem Symposium kam wieder einmal das Gespräch auf diesen Gegenstand. Der König hörte aufmerksam zu, als seine Tischgenossen über zufriedene und unzufriedene Menschen debattierten.

Der eine bemerkte, daß es Menschen genug gebe, die mit sich zufrieden seien, doch möchte er bezweifeln, ob dies auch kluge Menschen seien. Die Erfahrung lehre, daß die Dummen meist alle mit sich zufrieden waren.

Die Eitlen auch, warf ein anderer ein.

Danach wäre die Dummheit und Eitelkeit ein Glück, da Zufriedenheit die Quelle des Glückes ist, replizierte ein Dritter.

So müßten die Menschen denn, um zur Quelle zu gelangen, sich ernstlich der Dummheit und Eitelkeit befleißigen, warf ein Vierter ein.

Das würde bei vielen ein vergebliches Be-

mühen sein, da dieses aus Naturanlagen erwächst, die nicht jedem gegeben sind, entgegnete ein Sünfter.

Folglich können nicht alle Menschen glücklich werden, aber die Dummen haben das meiste Talent dazu, wenn auch kein Weiser sie beneiden wird, das war die Meinung eines Sechsten.

Der König nahm endlich lächelnd das Wort, indem er darauf aufmerksam machte, daß die Herren von der Frage des Glückes weit abgesprungen seien. Die Zufriedenheit und Unzufriedenheit sei denn doch nicht das bezeichnende Merkmal des Glückes bezw. Unglückes. Ihm schwebte dabei dunkel ein Ausspruch des französischen Philosophen Viktor Cousin, eines Freundes von F. W. J. von Schelling, vor, der das Streben nach dem Unendlichen als einen unvertilgbaren Grundzug der Menschennatur ansehe. Nun schließe aber das Streben nach dem Unendlichen als ein stets wirksamer Sporn, zu allem Fortschritt in Kunst und Wissen notwendig, ein stetes Unbefriedigtsein in sich, denn da es in diesem Leben nichts Unendliches gebe, so könne es der Mensch auch hier nicht erreichen. Er komme folglich nie zu dem letzten Ziel, welches er sich selbst setze, sondern nur zu dem, welches ihm durch den Tod gesetzt sei.

Von der Erörterung des Themas Glück zu der des Goldes und Geldes war nur ein Schritt, und so lag es in der Natur der Sache, daß man sich in der erleuchteten Corona auch mit dem Tanz um das goldene Kalb beschäftigte.

Man sprach auf der Reise von einem früher sehr stattlichen Mann, der, durch einen Unglücksfall um sein Vermögen gekommen, in kurzer Zeit so zusammengesunken und geistig und körperlich so gebrochen war, daß man ihn kaum habe wieder erkennen können.

Wie kann nur der Verlust eines Haufen Goldes einen Menschen, der bis dahin von Kraft und Selbstgefühl strohte, so fragte der Monarch, plötzlich so siech und elend machen, als ob es Blut gewesen wäre, das durch seine Adern gerollt und ihm durch eine offene Wunde entronnen sei!

Ein geistreicher Plauderer beantwortete diese Frage Maximilians dahin, daß, wenn er an einen Teufel glaubte, wie ein alter gelehrter Bekannter von ihm, der ihn durch die Straßen von München habe schleichen sehen, so würde er glauben, daß Satanas leibhaftig im Golde stecke, um durch dieses die Menschen zu betören, zu verlocken, zu verderben. Der reiche Geizige mache darüber ängstlicher als über sein Seelenheil, der Arme verlange danach mehr als nach seinem Seelenheil, der Verschwender richte sich und andere damit zu Grunde, indem er, so lange sein Geldquell fließe, seinen Lüsten fröhnd, von einem Genuß zum andern taumelnd, nur das zudringliche Laster nähre und an der verschämten, hilfsbedürftigen Tugend vorbeigehe.

— Sie führen da lauter extreme Fälle an, unterbrach ihn der König, aber es gibt doch auch Menschen genug, in deren Besitz das Gold zur wirklichen

Quelle des Segens wird, indem sie nach Kräften der Armut damit zu steuern und Gutes zu fördern suchen.

Als Bodenstedt darauf erwiderte, daß es wohl solche Menschen gebe, aber bei weitem nicht genug, da sie nur seltene Ausnahmen bilden, weil sonst das aus unverschuldeter Armut in der Welt entspringende Elend nicht so groß wäre, und daß das Gold eine große Macht über die Menschen gebe, die mehr als jede andere Macht auf Erden mißbraucht werde, bestätigte dies der Monarch, wendete jedoch dagegen ein, daß er nicht glaube, daß selbst die größte Goldmacht den glücklich mache, der sie mißbrauche. Auch fügte er hinzu, daß aus Reichtum in Armut verfallen ihm noch trauriger zu sein scheine, als in Armut aufzuwachsen.

Bei diesem Anlaß machte der König eine Bemerkung, die sowohl für seine philosophische Denkweise wie für sein edles Herz mit beredten Worten zeugte. Er sagte wörtlich:

— Ich sollte denken, das Los der Armut müßte doppelt schwer zu tragen sein für den, der es selbst verschuldet hat, besonders wenn früher das Bewußtsein des Besitzes sein vornehmster Halt und Stolz im Leben war. Doch in den meisten Fällen ist es schwer, die Scheidelinie zwischen verschuldetem und unverschuldetem Unglück zu ziehen. Wer kann den Menschen ins Herz sehen, und wer darf sich zum Richter der Gewissen aufwerfen? Uebrigens noch beklagenswerter als die nackte Armut, welche gleich-

sam aus sich selbst ein Gewerbe macht, indem sie offen und laut Hilfe fordert, erscheint mir die verschämte Bedürftigkeit so vieler gebildeter Familien, welche zu Hause dafür darben müssen, daß sie durch ihre Stellung in der Gesellschaft dazu gezwungen werden, außerhalb des Hauses einen gewissen Schein des Wohlstandes aufrecht zu erhalten. Ach, es gibt so viel Elend in der Welt, daß einem selbst ganz elend zu Mute wird, wenn man darüber grübelt, und doch hilft alles Grübeln nichts, sondern nur tatkräftiges Eingreifen\*).

Der tiefreligiösen Natur des Königs entsprechend, waren es vielfach auch religiöse Fragen und Probleme, die für ihn den Gegenstand der Unterhaltung bildeten. Sehr belesen und vertraut mit der theologischen Literatur aller Zeiten und Völker, zeigte er sich auf diesem Gebiet außerordentlich bewandert. Ohne auf das Detail der einzelnen Gegenstände einzugehen, war sein Auge auf das Große und Ganze gerichtet, und die leitenden großen und bleibenden Ideen und Wahrheiten der Religion, ich möchte sagen, die Leitmotive derselben, waren für ihn, um mit Kant zu reden, „das Ding an sich“. Auf naturphilosophischem, aber theologischem Standpunkt stehend, konnte er sich für den Rationalismus bezw. den spinozistischen Pantheismus nicht erwärmen. Er widersprach oft der Anschauung derjenigen, welche den Urgrund alles

\*) Eine Königsreise von Friedrich Bodenstedt, Seite 49 ff.

Seins und aller Dinge auf die Natur zurückführten, ohne der bewegenden Kraft der Gottheit, d. h. einer außerweltlichen Macht, den mindesten Einfluß einräumen zu wollen. Als Bodensteht einmal von der Natur als von der „Urmutter“ sprach, erklärte er sich gegen diese Annahme, indem er meinte, daß, wenn er die „Urmutter“ gelten lassen sollte, er sich dazu auch einen „Urvater“ nehmen müsse, dem sie ihre Kinder verdanke, d. h. mit anderen Worten, einen schaffenden oder zeugenden Gott. Spräche doch auch Goethe oft von „Gott Natur“ im Sinne innigster, schaffender Vereinigung beider. Dem Einwurf des Verfassers des Mirza Schaffn, daß, wie Christus lehre, Gott ein Geist sei, und daß wir ihn daher im Geist und in der Wahrheit anbeten mögen, ohne dabei jedoch die Liebe zur Natur zu verleugnen, weil der Zauber, den das sinnlich Wahrnehmbare auf uns übe, was wir Natur nennen, nur wachsen könne bei dem Gedanken, daß noch etwas Höheres dahinterstehe, dessen Wahrnehmung sich unseren Sinnen entziehe, begegnete der Monarch mit folgender Einrede: Es sei doch Tatsache, daß es viele glaubensfeste Männer ungewöhnlicher Art gegeben, die am besten Gott zu dienen geglaubt haben, wenn sie sich vom Zauber der Natur wie von einer Verlockung des Bösen abgewendet, und die dafür als heilige gepriesen worden seien!

Spottend machte sich Bodensteht einmal über diese „wunderlichen heiligen“ lustig, was Maximilian II. zu der Bemerkung veranlaßte, daß selbst ein Ale-

xander v. Humboldt, dem man doch wahrlich dogmatische Beschränktheit nicht vorwerfen könne, in seinem „Kosmos“ hervorhebe, daß das Christentum den Blick in die freie Natur wesentlich erweitert habe, wie es auch, selbst wo es als Staatsreligion auftrate, in der großen Angelegenheit der Freiheit des Menschengeschlechts für die niedrigen Volksklassen wichtig wirke.

Der glaubensstarke König, der den Mut der eigenen Meinung und Ueberzeugung hatte, schämte sich nie, offen zu bekennen, daß er gottesgläubig und religiös sei, wobei er aber die weitgehendste Duldung gegen alle Andersgläubigen betätigte. Er las daher sehr gern Werke, wie z. B. des schon genannten gelehrten Fallmerayer's „Fragmente aus dem Orient“, aus denen er Zustimmung und Ermutigung in seinem Glauben und Hoffen schöpfte. Willig hörte er entgegengesetzte Ansichten auch auf dem Gebiete der Religion an und akzeptierte dieselben, wenn sie manche seiner irrigen Anschauungen berichtigten und nichts anderes als Erforschung der Wahrheit bezweckten. Aber mit der absoluten Gottlosigkeit, der Leugnung einer höheren, religiös sittlichen Macht, konnte er sich nicht befreunden, schon aus dem Grunde nicht, weil für ihn der Ausdruck völliger Hoffnungslosigkeit von lähmender Wirkung war. Nicht ohne Schärfe betonte er einmal:

— Im Grunde ist es doch eine sehr billige Weisheit, immer zu predigen, daß alles auf Erden eitel und vergänglich sei. Wer weiß das nicht? Wir

Kohut, Maximilian II. von Bayern.

sehen die Blumen verwelken, die Menschen sterben und die größten Reiche zugrunde gehen. Aber hat das je gehindert, daß neue Blumen gepflanzt, neue Menschen geboren und neue Reiche gegründet wurden? Wer sein Leben würdig ausgefüllt hat, möge ruhig sterben, allein in der Kraft des Lebens solle man niemals denken: alles Streben ist nutzlos, weil es doch einmal ein Ende nehmen muß.

In seinen Unterhaltungen mit Andersgläubigen, so z. B. mit Protestanten, war er von einer außerordentlichen Zurückhaltung und Feinheit des Gefühls, um die religiöse Ueberzeugung derselben nicht zu verletzen. Selbst wenn er die Lehren der katholischen Kirche, der er treu anhing, gegen Angriffe verteidigte, geschah dies in einer so vornehm ruhigen und konziliananten Weise, daß man nicht umhin konnte, diesen edlen Geist zu bewundern. Wenn man ihm gegenüber, wie dies manchmal geschah, über angebliche Uebergriffe und Ausschreitungen des katholischen Klerus sprach, hörte er ruhig zu und brachte seine Gegengründe leidenschaftslos und frei von jedem Fanatismus vor. Wenn man Friedrich Bodenstedt in seinem wiederholt angeführten Werk „Eine Königsreise“ glauben darf, hat sich Maximilian II. gegen die weltliche Macht des Papsttums ausgesprochen, indem er sich einmal dahin geäußert habe, wie es nicht zu leugnen sei, daß die große Macht, über die das Papsttum gebiete, oft zu weltlichen Zwecken mißbraucht und daher viel Unheil über die Welt gebracht worden sei. Doch indem er dies

eingräumt, habe er darauf aufmerksam gemacht, daß man nicht vergessen dürfe, daß die Versuchung zu Uebergriffen in andere Gebiete an keine andere Macht so leicht und so verlockend herangetreten sei, wie an den heiligen Stuhl in Rom, wo alles an einstige Weltherrschaft erinnere.

Der Umstand jedoch, daß die katholischen Völker immer unverbrüchlich und treu an ihrer Kirche festhielten, und zwar besonders in den Zeiten der Bedrängnis, sei ein Beweis, daß das dauernd Gute, was sie ihr verdanken, doch weit die mannigfachen Uebel überwogen habe, welche sie vorübergehend mit in den Kauf haben nehmen müssen. Er sagte wörtlich:

— Daß diese Kirche aus jedem Sturm, den sie bestanden, immer innerlich stärker hervorgegangen, zeugt für die unverbrüchliche Lebenskraft, die in ihr wohnt, und daß ihre wundervolle Organisation sie befähigt, leicht unreine Elemente auszuscheiden, um bessere dafür aufzunehmen, oder wie ein Baum die welken Blätter abzuschütteln, um frische sprießen zu lassen. Diese sich immer erneuernde Triebkraft erklärt auch ihren Drang nach Ausdehnung und die Fähigkeit, das festzuhalten, was sie in sich aufgenommen habe. Und wenn in ihren Festen und Bräuchen noch vieles sich findet, was aus der alten Heidenwelt in sie hineingewachsen ist, so grünt es doch lebendig in ihr fort und mehrt ihre poetische Anziehungskraft.

Der Ausspruch Bodenstedts, daß es ihm scheine, es sei im christlichen Sinne gedacht, wenn man die religiösen Gefühle jedes Menschen wesentlich als seine eigenste Herzensangelegenheit betrachte und diejenige Gesellschaft für die beste halte, wo einer den anderen nicht nach seinem Bekenntnis frage, gefiel ihm sehr. Er erklärte damit sein Einverständnis und hob mit sichtlich Befriedigung hervor, daß er auch stets danach gehandelt habe. Troz alledem könne und wolle er nicht den lebendigen Zusammenhang mit der Kirche, der er von Kindheit auf angehört habe, missen. Der Protestant werde das innerste Wesen des Katholizismus nie ganz verstehen lernen, und auch dem Katholiken möge das dem Protestantismus gegenüber ebenso ergehen, aber dennoch sei er fest davon überzeugt, daß noch eine Zeit kommen werde, wo sich beide Konfessionen wieder zusammenfinden würden in einer neuen Form, die sich dem erfrischenden Luftzug der Wissenschaft nicht verschließe. Bis dahin freilich sei es noch weit, und die Welt werde inzwischen noch wunderliche Erscheinungen genug erleben. Schon jetzt mehren sich die Scharen derer, die nichts Höheres kennen, als sich selbst, und die in jedem, der noch an Höheres glaube, einen Obkuranten sehen.

Mit sichtlicher Bewegung sprach sich Maximilian II. gegen ein derartiges Gebahren aus.

— Sie wäñnen, waren seine Worte, durch ein geringeres Maß von Aufklärung lasse sich aller Glauben verbannen und stellen Sätze auf, an welche

zu glauben noch schwerer ist, als an die unbegreiflichsten Wunder. Doch kann man solchen Leuten nicht ernstlich böse sein, wenn sie es ehrlich meinen. Sie sind mir dann tausendmal lieber, als andere, welche Glauben heucheln und keinen haben und derer gibt es viele, weil sie, wie ich oft zu beobachten Gelegenheit hatte, gleichsam künstlich groß gezogen werden von Regierungen, welche, weil sie selbst fromme Neigungen haben, diejenigen ihrer Untergebenen bevorzugen, von denen sie manches voraussetzen und so gleichende Augendienererei der schlimmsten Art begünstigen, die wie die Schminke von den Wangen des Schauspielers, wenn seine Rolle ausgespielt ist, alsbald wieder verschwindet, wenn eine neue Regierung ans Ruder kommt, welche mehr auf den Kern, als auf die Schale sieht.

In dieses Kapitel gehört noch die der Dervollkommnung des Menschengeschlechts widersprechende Hypothese des Königs. Er las fleißig Reisewerke und Berichte der Missionare, und sein edles und reines Gemüt war nicht wenig empört von den dort berichteten Greueltzügen der wilden, barbarischen Völkerschaften. Es konnte ihm nicht einleuchten, wie man an die Dervollkommnung des Menschengeschlechtes glauben könne, wenn man doch einräumen müsse, daß noch ungezählte barbarische Horden existieren, die seit Jahrtausenden in demselben trostlosen Zustande gelebt haben, in dem man sie noch heute finde, und die von den Tieren nur durch solche Fähigkeiten sich unterscheiden, die ihnen die Mittel an die Hand

geben, ihrer Raub- und Mordlust noch weit verderblicher fröhnen zu können, als die Bestien. Er wisse sehr wohl, daß Hamlet sage: „An sich ist nichts gut und böse, erst das Denken macht es dazu,“ allein er wisse auch, daß, wo das Denken nicht soweit entwickelt sei, um gut oder böse unterscheiden zu können, von menschlichen Zuständen nicht die Rede sein könne. Als nun der Graf Ricciadelli hier das Wort einwarf, daß der Mensch erst mit der Religion anfangen und deshalb der Abscheu gegen die religionslosen Wilden sich erkläre, bemerkte der König sehr zutreffend, daß zuerst festzustellen wäre, mit welcher Religion der Mensch anfangen, denn es gebe genug Religionen, wo Menschenerschlächtereien in größtem Maßstabe zum Kultus gehören. Als Beispiel führte er den Fetischdienst der Aethiopier an, die nicht einmal zu den eigentlichen Wilden gezählt werden können, da sie ein eigenartig organisiertes Staatswesen mit monarchisch-aristokratischer Verfassung, beratender Reichsversammlung, geordneter Heeresmacht und sonstigem Zubehör haben. Auch Paläste und reich ausgeschmückte Wohnungen besäßen sie, trieben Handel und Gewerbe, seien geschickte Teppichweber, Waffenschmiede und Goldarbeiter, — und doch gelte bei ihnen ein Menschenleben noch weniger, als bei den Wilden, da, wie gesagt, ihre Religion selbst ihnen Menschenopfer vorschreibe, die alljährlich bei festlichen Gelegenheiten zu tausenden von ihnen gebracht werden.

Natürlich drehten sich, wie schon aus diesen hier angeführten Beispielen ersichtlich ist, die Unterhaltungen des Königs mit seiner Tafelrunde auch um Fragen des Menschenherzens, der Natur und der Welt. Einmal fand Bodensiedt die landläufige Behauptung, daß der Mensch die Krone der Schöpfung sei, oder, wie ein berühmter Philosoph gesagt habe, die Natur komme erst im Menschen zu sich selbst, komisch. Der König war derselben Ansicht, nur mit der Nuance, daß es richtiger wohl umgekehrt heißen müßte, daß der Mensch erst durch die Natur zu sich selbst komme. Doch sei mit solchen Allgemeinheiten überhaupt nichts gesagt, denn wie könne man sich die Natur in ihrer Ewigkeit und Erhabenheit denken, als erst des vergänglichen Menschen bedürftig, um zu sich selbst zu kommen, da sie doch umirrend ihre Bahnen gegangen sei, ehe es noch Menschen gegeben habe und ebenso umirrend fortwandeln werde, wenn es dereinst keine mehr geben würde!

Denselben ironischen Ton, den Bodensiedt schon einmal angeschlagen, fortspinnend, mokierte sich dieser über die Philosophen à la Hegel, die das Paradoxon aufstellten, daß die Natur sich an einzelne erlauchte Geister halte, und vor allem erst die Hegelsche Philosophie studieren müsse, um sich selbst als vernünftig zu erkennen und dabei zu erfahren, wie lange sie gebraucht habe, um es zu werden. Dagegen protestierte der Monarch, indem er einwarf, daß Hegel doch die Vernunft in der Natur vom Weltgeist, den er auch „Gott“ nenne, ausgehen

lasse. Er hörte dann nicht ungern die philosophischen Auseinandersetzungen des weisen Mirza Schaffn über die Natur, die Welt und den Weltgeist und namentlich die kleineren und größeren Bosheiten, womit Bodenstedt Hegel und seine Philosophie bedachte. Der König, als treuer Bayer, der sein Vaterland leidenschaftlich liebte, lauschte scheinbar nicht ungern den ein wenig politisch gefärbten Ausführungen des Poeten, der eine Rede Hegels glossierend sagte: „Was die Langsamkeit des Weltgeistes betrifft, so ist es zu bedenken, daß er nicht pressiert ist, zu eilen und Zeit genug hat.“ Solche hausbackenen Ausdrücke, auf den Weltgeist angewandt, unter dem man sich doch das Erhabenste oder gar nichts denke, mühten immer einen komischen Beigeschmack haben. Sumal Hegel den Weltgeist seiner Zeit nur in Preußen, als dem vorzugsweise „auf Intelligenz gebauten Staat“, recht zu sich selbst kommen lasse, während die anderen Länder zusehen mühten, wie sie ohne ihn fertig werden, besonders das volkreiche China, um welches der Weltgeist, „der nicht pressiert ist“, und häufig auch äußerlich zu sehr beschäftigt, um Muße zu finden, „sich in sich selber zu sammeln“, nun schon seit zweitausend Jahren keine Zeit gefunden habe, sich zu bekümmern. Welchen Trost solle wohl die leidende Menschheit aus solchem Weltgeist schöpfen, wenn sie zufällig nicht das Glück habe, in dem Staate zu leben, wo er eben sein Spiel treibe, und welchem Begriff solle man sich von einem Weltgeist machen, der immer nur auf einem kleinen Punkt

unserer Erde, die selbst nur ein Staubkorn im Weltall sei, sich kundgebe!

Erstaunt hörte der König zu und bekannte offen, daß er die Sache unter diesem Gesichtspunkte noch nie betrachtet habe.



## F. W. J. von Schelling als Lehrer des Kronprinzen Maximilian in der Philosophie.

Schon die wenigen Proben, die wir hier von der philosophischen Denkweise Maximilian II. gegeben haben, beweisen hinlänglich, daß der Monarch nicht allein ein geistreicher, scharfsinniger und wissenschaftlich durchgebildeter, ja gelehrter Mann war, sondern, daß er auch in der Philosophie, d. h. in der Kunst, über die letzten Fragen des Wie und Warum des Daseins selbständig nachzudenken und seine Schlüsse zu ziehen, sehr bewandert war.

In der That hatte er von frühester Jugend an eine außerordentliche Vorliebe für die Weltweisheit. Sich mit metaphysischen, supranaturalistischen Dingen eifrig zu beschäftigen und über die Rätsel des Daseins, des Weltalls und des eigenen Herzens nachzugrübeln, wurde ihm zur Lebensgewohnheit.

Dieser sein durch den genannten Freiherrn von Hornau, durch Dönniges und seine anderen Lehrer genährter, wie durch das eifrige Studium philosophischer Werke noch mehr geförderter Trieb konnte seinem Vater, König Ludwig I. von Bayern, der, wie man weiß, gleichfalls ein hochgebildeter Fürst und überdies ein tief empfindender und hervorragender Dichter war, nicht entgehen. Er erachtete es daher als seine sowohl väterliche wie königliche Pflicht, seinem hoffnungsvollen Sohn und Chron-

erben auch einen philosophischen Erzieher zur Seite zu geben. Seine Wahl fiel auf einen der berühmtesten und gefeiertesten Denker und philosophischen Schriftsteller jener Zeit, auf den am 27. Januar 1775 zu Leonberg in Württemberg geborenen und am 20. August 1854 in Bad Ragaz in der Schweiz gestorbenen Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling, den Schöpfer der Philosophie des Geistes oder des Systems des transzendentalen Idealismus, bezw. den Verkünder der Identitäts-Philosophie, einen Originaldenker von seltener Geisteskraft und Kühnheit der Ideen, von den einen in den Himmel gehoben, und von den anderen als die Verkörperung des Bösen maßlos angegriffen.

Der Schwabe Schelling hatte seit dem Jahre 1803, als er einen Ruf nach Würzburg an die dortige Universität erhielt, bis zum Jahre 1840, wo er nach Berlin berufen wurde, die innigsten Beziehungen zu Bayern, welches Land er als seine zweite Heimat betrachtete. Auch die bayerischen Fürsten, die seine hohe Begabung, ja sein philosophisches Genie und auch seine Persönlichkeit im allgemeinen sehr hoch schätzten, sahen in ihm nicht einen Ausländer, sondern einen echten Bayer, ihn so als ihren Landsmann betrachtend.

Als er nach Würzburg übersiedelte, hatte er bereits einen klangvollen Namen. Als außerordentlicher Professor der Philosophie in Jena hatte er durch seine glänzende Dialektik, seine meisterhafte Vortragskunst und die Eigenart seiner

Philosophie gewaltiges Aufsehen erregt. Auch die Schriften, die er während dieser seiner Jenenser Periode verfaßt hatte, zeugten von einem philosophischen Charakterkopf, der seine eigenen Wege wandelte und das Zeug in sich hatte, die Metaphysik auf eine ganz neue Grundlage zu stellen. Zu jener Zeit bereits sind einige seiner bedeutsamsten Werke erschienen, so z. B.: „Ueber die Möglichkeit der Form der Philosophie überhaupt“, „Ideen zu einer Philosophie der Natur“, „Von der Weltseele“, „Erster Entwurf eines Systems der Natur-Philosophie“, „Einleitung zu dem Entwurf der Natur-Philosophie“, „System des transzendentalen Idealismus“, „Bruno oder über das Göttliche und natürliche Prinzip der Dinge“, „Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums“, u. a. m. Auch seine in der „Zeitschrift für spekulative Physik“ und in dem mit Hegel herausgegebenen „Kritischen Journal der Philosophie“ veröffentlichten philosophischen Aufsätze zeichneten sich durch eine Fülle eigenartiger, schöpferischer Gedanken und originelle Form aus.

Im Jahre 1803 wurde nun die Universität Würzburg durch die kurbanerische Regierung, der die säkularisierten fränkischen Bistümer zugefallen waren, einer gründlichen Umgestaltung unterworfen. Die neue Regierung setzte ihren Stolz darein, die Hochschule zu einer Lichtspenderin für ganz Deutschland zu gestalten. Deshalb wurden denn auch die namhaftesten Gelehrten und Forscher nach Würzburg berufen. Gerade auf Schelling setzte die

Regierung besondere Hoffnungen. Sein berühmter Name, seine Vortragskunst, bezw. sein namhaftes pädagogisches Talent und auch seine fesselnde Persönlichkeit, all das sollte magnetisch die Univeritätsjugend anziehen. Er selbst trat seine Stellung in Würzburg mit Freuden an, von der Erwartung beseelt, auf dem Katheder für seine Philosophie den Sieg zu erringen. Neben der moralischen, hatte dieses sein Amt auch eine ihn sehr befriedigende finanzielle Seite; er erhielt ein ansehnliches Gehalt, sowie freie Wohnung, ebenso sagten ihm die übrigen Verhältnisse zu, und das Klima tat ihm und seiner Gattin wohl. Die Studenten jubelten ihm zu, und die Gebildeten und Vorurteilslosen schwärmten für ihn. Freilich, die Führer der sogenannten bayerischen Aufklärungspartei verschrien ihn als Mystiker und Dunkelmann, ihn verdächtigend, daß seine Wirksamkeit dem Lichte der Aufklärung in Bayern gefährlich werden könne. So fehlte es ihm nicht an Anfeindungen aller Art, und Hageldicht fielen seitens seiner Gegner die Angriffe auf ihn. Derartige Umstände trugen natürlich dazu bei, ihm schließlich den Aufenthalt in Würzburg zu verleiden. Daher folgte er im Jahre 1806 gern einem Rufe der bayerischen Regierung nach München als Generalsekretär der königlichen Akademie der bildenden Künste, wo er vom König Maximilian Joseph in den erblichen Adelsstand erhoben wurde. Diese ihm überaus sympathische, unabhängige Stellung begrüßte er mit Freuden, da sie ihm die Möglichkeit bot, in aller

Ruhe sich einer Arbeit hinzugeben und seine philosophisch-wissenschaftlichen Werke auszuarbeiten. Sein Behagen verraten all die Briefe, die er aus seiner Münchener Tätigkeit an seinen Bruder und sonstige Verwandten und Freunde richtete. Auch Karoline Schlegel, seine berühmte, geistreiche Frau, fühlte sich in der Hauptstadt Bayerns ganz in ihrem Elemente. In diesem Sinne schrieb sie an ihre Freundin Louise Gotter in Gotha, am 18. November 1806\*), u. a.:

„Ich lebe hier in der Hauptstadt, als wenn ich auf dem Lande lebte, nach meiner gewöhnlichen stillen Weise. Wir haben ein Logis, wo die Fassade der Häuser auf einen freien Platz vor der Stadt hinausgeht, und ich sehe die Tiroler Gebirge aus dem Fenster. Mein Mann ist sehr heiter, sehr gesund und so plaziert, wie ich es nur wünschen konnte. Er hat als Mitglied der Akademie der Wissenschaften seine ganze Zeit für sich und ein Gehalt, das ihn vor Sorgen schützt.“

Auch schriftstellerisch war er in München sehr tätig; so schrieb er u. a. die durch ihre klassische Form ausgezeichneten Reden: „Ueber das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur“ und „Ueber die Gottheiten von Samothrake“ und mehreres andere.

Was er in München als Philosoph und Schriftsteller erstrebte, und was überhaupt die ganze Quint-

\*) Aus „Schellings Leben in Briefen“, Leipzig 1870, 2. B., S. 68 ff.

essenz seiner Lebenstätigkeit ausmachte, war für ihn die sittliche Erneuerung des Volkes. Diese erhoffte er von der Erkenntnis der Wahrheit, zu deren Verkündigung er sich berufen fühlte. Wenn er nun auch dieses Ideal, das ihm allezeit vorschwebte, nur in bescheidenem Maße verwirklichen konnte, so lag dies an dem Umstand, daß ihm die Schicksalsmächte nicht wohlwollten oder ihm zu großen Schienen. Seine von ihm heiß geliebte Frau Karoline wurde ihm am 7. September 1808 nach nur kurzer Krankheit entzissen, und dieser unerwartete Verlust beugte ihn nicht nur tief nieder, sondern machte ihn auch lange zu jeder geistigen Tätigkeit untauglich. Ihm selbst warfen wiederholt schwere und langwierige Krankheiten darnieder, und er konnte sich nur mühsam erholen, indem er in verschiedenen Bädern weilte, um seine Gesundheit wieder herzustellen. Einige Jahre nach dem Tode Karolins fand er in seiner zweiten, 1812 geschlossenen, Ehe mit Pauline Gotter jenes häusliche Glück, das seinem stets stürmisch bewegten Herzen und Gemüt so sehr notwendig war. Doch alles Ungemach eines widrigen Geschicks vermochte nicht, ihm den Aufenthalt in München zu verleiden, er fühlte sich der bayerischen Regierung und dem König von Bayern zu großem Danke verpflichtet. Die Berufungen nach auswärts, die wiederholt an ihn herantraten, wies er deshalb stets zurück. So z. B. war er nicht dazu zu bewegen, als Kanzler der Universität nach Tübingen zu gehen, obgleich es für ihn großen Reiz gehabt hätte, in

seinem engeren Vaterlande zu wirken und auch in der Nähe seiner von ihm geliebten Anverwandten zu weilen. Erst als seine Gesundheit in dem rauhen Klima von München sehr litt und ihm infolge von literarischen Streitigkeiten mit F. H. Jacobi das Leben in der bayerischen Hauptstadt zur Tortur wurde, entschloß er sich, der ihm so lieb gewordenen Stadt Ade zu sagen und bei der Regierung um seine Entlassung einzukommen. Aufs neue war es die bayerische Regierung, die dem von ihr hochgeschätzten Mann goldene Brücken baute. Sie belieh ihn in seiner Stellung an der Akademie mit vollem Gehalt und gewährte ihm einen Urlaub auf unbestimmte Zeit. Niemand war froher als er. In Rücksicht auf das mildere Klima Frankens beschloß er, nach Erlangen zu gehen, um dort mit Genehmigung der Regierung, so weit dies seine Gesundheit zuließ, Vorlesungen zu halten, ohne sich jedoch zu bestimmten Leistungen zu verpflichten.

Nun war es wieder der Boden Bayerns, wo Schelling wirkte und schuf. Was er erstrebte und erhoffte: in voller, geistiger und körperlicher Frische seinem Berufe als Denker zu leben, fand er in Erlangen in Hülle und Fülle. Auch seine persönlichen Verhältnisse gestalteten sich dort weit angenehmer als in der Hauptstadt des Landes. Er hielt eine Zeitlang in Erlangen Vorlesungen und wurde von den Lehrern der Universität mit zuvorkommender Freundlichkeit und von den Studierenden mit Liebe empfangen. Ein reicher Kranz von Freunden, zu

denen auch der Dichter Friedrich Rückert gehörte, versammelte sich um ihn fast wöchentlich, und das Schellingsche Haus war bald ein viel und gern gesuchter Rendez-vous-Ort der besten Gesellschaft. Er hatte dem bayerischen Kultusminister zugesagt, so weit seine Gesundheit es erlaube, an der Universität zu Erlangen Vorlesungen zu halten, und er begann damit bald nach seiner Ankunft vor einer zahlreichen und dankbaren Zuhörerschaft, unter der sich viele akademische Lehrer befanden. Er las vornehmlich Publica über die „Einleitung in die Philosophie“ und „Philosophie der Mythologie“.

Wie der König Maximilian Joseph, so hatte auch sein Sohn und Nachfolger, König Ludwig I. von Bayern, der den Thron am 12. Oktober 1825 bestieg, große Sympathie und Vorliebe für den als Philosoph wie als Mensch gleich hervorragenden, eigenartigen und vielseitigen Mann. Schon als Kronprinz stand er mit ihm in Briefwechsel und zeichnete ihn in mannigfaltiger Weise aus. Er setzte seinen Stolz darein, einen Forscher, Gelehrten und Schriftsteller von solchem Weltrufe an Bayern zu fesseln. Der Monarch hatte Schelling sofort ins Auge gefaßt, als in München die Universität neu errichtet wurde. Bereits im Jahre 1827 ließ er an ihn einen Ruf ergehen, als ordentlicher Professor der Philosophie an der Münchener Hochschule zu wirken. Zugleich ernannte ihn der König zum General-Konservator der wissenschaftlichen Sammlungen des bayerischen Staates. Diesem ihm so

Robur, Maximilian II. von Bayern.

schmeichelhaften Rufe glaubte er folgen zu müssen, umso mehr, als er in keiner Weise dazu die Anregung gegeben hatte. Er hoffte zuversichtlich, nunmehr ein gedeihlicheres Feld für seine pädagogische und literarische Wirksamkeit dort zu finden als früher. Voll Freuden teilte er seine Ernennung seinem geliebten Bruder Karl mit. Mag hier nur eine Stelle des Briefes aus dem Grunde hervorgehoben werden, weil daraus ersichtlich ist, daß die Beziehungen Schellings zu König Ludwig bereits in die Kronprinzenzeit Maximilians hinüberreichen. Es heißt in einer Zuschrift von ihm aus Erlangen, den 6. Juni 1827:

„Der König hat mich durch Dekret von Villa Colombella, d. 11. Mai, zum General-Konservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates (ohngefähr was Kielmayer in Stuttgart ist, Vorstand der einzelnen Konservatoren der Bibliothek, des Antiquariums, der naturhistorischen Sammlungen etc.) mit einem Gesamtgehalt von 4500 fl. ernannt, wozu, inwiefern es den Anschein hat, daß ich auch zum Vorstand der Akademie gewählt werde (dies jedoch als noch ungewiß, bloß unter uns!), noch 500 fl. von dieser Seite kommen würden. Ich habe mich bei dieser ganzen Verhandlung absolut passiv verhalten und mehr ablehnungsweise, als irgend etwas suchend. Nach den Verhältnissen, in welchen ich das Glück hatte, zu dem König schon als Kronprinz zu stehen, hätte es sich wohl gebührt, ihm zu seiner Thronbesteigung

Glück zu wünschen; ich unterließ es absichtlich und habe mich ihm nicht eher genähert, als da er im vorigen Sommer nach Nürnberg kam, wo ich aber seine Anträge schon hatte. Da ich hier keine Aussicht hatte, in eine ordentliche Stelle einzurücken, oder einen bestimmten Beruf zu erhalten, und ich übrigens bei dem Punkt, zu welchem ich wissenschaftlich gelangt bin, einen sehr natürlichen Drang empfand, auch als Lehrer wieder zu wirken, so konnte höchstens meine Gesundheit im Wege stehen. Diese hat sich indes seit einem Jahre um vieles verbessert. . . . Außerdem hat sich durch die Regierungsveränderung so vieles andere zum Vortheile verändert, so viele schlechte Subjekte sind entfernt, andere hat der Tod weggenommen, daß es fast ganz neue Verhältnisse sind, in die ich eintrete. Aber vor allem war ich es dem König, dessen Absichten, sage man, was man wolle, die großherzigsten und edelsten sind, als er mir ein von meiner Seite unverdientes, fast rein persönliches Vertrauen schenkte, ich war es der Sache schuldig, dem nicht gesuchten, ja nicht gewünschten Rufe mich nicht zu versagen.“

Aller Augen waren auf Schelling und sein neu aufgehendes Gestirn gerichtet. Selbst Goethe, der ihm allerdings stets wohlwollte, beglückwünschte ihn in einer Zuschrift aus Weimar, 26. Oktober 1827, den König Ludwig von Bayern rühmend, daß dieser Monarch dem Denker wieder Spielraum zur Entfaltung seiner Geistesgaben verschafft habe. Die

Gräfin Striſch, die Schelling in München beſucht hatte, war die Ueberbringerin eines Schreibens von ihm an den Dichterfürſten. Dieſer ſchreibt nun ſeinem „teueren, verehrten Freund“ u. a.:

„Seit den früheren Anfängen einer gemeinſamen Bildung ſah ich mich gar oft nach Ihrem Tun und Treiben um, woraus ich jederzeit eine freundliche und glückliche Anregung erfuhr. Lange haben Sie ſich verborgen gehalten, und freut es mich, Sie nun wieder auftreten zu ſehen, berufen von einem Fürſten, der die Tätigkeit des Jahrhunderts zu beſchleunigen und zu benutzen weiß. Wäre mir irgendwo das Glück bereitet geweſen, ihm perſönlich aufzuwarten, ſo hätte mir ſchon dies zum größten Vorteile gereichen müſſen; nun aber macht die Art, wie er ſich uns zu nähern geneigt war, eine Epoche in meinem Leben, glänzend wie die, welche ihm in der Weltgeſchichte bereitet iſt. Mehr darf ich nicht hinzufügen, als daß ich Sie glücklich ſchätze, zu ſeinen hohen Zwecken mitwirken zu können.

Willkommen iſt mir gar mancher Reiſende, der von Ihnen und Ihrem Zuſtande zu erzählen hat. Grüßen Sie zum allerſchönſten die teure Gattin, deren liebes Andenken in der Form ſchmackhaft vegetabiliſcher Gaben mir vor einiger Zeit höchſt angenehm geweſen und dankbarlichſt aufgenommen wurde. Laſſen Sie mich von Zeit zu Zeit vernehmen, wie Sie in Ihrem Geſchäft fortſchreiten, damit die ſpäteren Jahre den früheren

ähnlich und die gemeinſame Wirkung erfreulich werde.“

In München, getragen von der Gunſt des Königs Ludwig I. von Bayern und umbraust von dem Jubelchor einer ihm ſtets bergeistert Beifall spendenden Zuhörerschaft, fühlte er ſich als Akademiker, Profeſſor, Schriftſteller und in ſeiner Häuslichkeit unendlich wohl. In den Briefen, die er von dort aus an vertraute Freunde, ſo z. B. an die Profeſſoren Wagner und Schubert, richtete, gibt er dieſer ſeiner innerſten ſeellichen Befriedigung wiederholt lebhaften Ausdruck. In ſeiner damaligen, dem Nütziſmus ſich hingebenden Periode ſah er dieſe ſeine Rückberufung nach der Hauptſtadt München durch einen ihm überaus gnädig geſinnten Monarchen als den Willen Gottes, als die Offenbarung der Stimme des Herrn, an. Denn München, das nach geometriſcher Meſſung faſt noch einmal ſo hoch als Erlangen liege, ſei auch in geiſtiger Hinſicht ein Ort, an welchem der Wind gar leicht und oft aus allen Enden zugleich blaſe.

Augenſcheinlich hatten ihn neben ſeiner unleugbaren Bedeutung als Dozent ſowie als Philoſoph, Denker und Schriftſteller dieſer ſein Nütziſmus und ſeine katholiſierende Richtung dem König, der übrigens, wie wir wiſſen, ſchon als Kronprinz ſein warmer Gönner war — der Rede Schellings über das Verhältniß der bildenden Künſte zur Natur hatte er einſt beigewohnt — ganz beſonders empfohlen. Hatte doch der hochbegabte und

hochverdiente Monarch, der die romantische Richtung begünstigte und der München zum Mittelpunkt einer Stätte für ernste Pflege der Wissenschaft machen wollte, die Gesinnungsgenossen Schellings mit Vorliebe nach München gezogen. So erhielt z. B. Josef Görres, der Odysseus der deutschen Romantiker, einen Ruf nach Isar-Athen als Professor der Geschichte. Als solcher übernahm er es, „das in Kampf und Streit stets wachsende Reich Gottes in der Geschichte zu deuten“. Er hatte die Aufgabe, die Weltgeschichte im Sinne des romantischen Königs aufzufassen und wie kein Zweiter eignete sich eben Görres durch seine geschichtlich-politischen Flugschriften zu dieser Mission.

Man wird gewiß mit Interesse ein Urteil von Görres über Schelling aus jener Zeit lesen, weil es eine treffende Charakteristik des Philosophen enthält. Am 22. Dezember 1827 schreibt der neuernannte Professor der Geschichte an der Münchener Universität an seine Tochter Sophie: „Mit Schelling hat sich lange geschoben, bis wir uns einander nahe gekommen, weil wir uns gegenseitig verfehlt. Es ist sonderbar um ihn: die natura naturata in ihm ist gerade nicht angenehm. Es ist etwas Animales, Ungestümes, Ungezwungenes in ihr — lies der alte Adam des „athenischen“ Wesens von Jena her — und daneben wieder etwas Schlumperiges, Abgetragenes, Abgespanntes und Altmodisches. Lack in schwarzlackierter japanischer Schale. Aber er ist geschmeid, leicht verstehend, gehalten und klug

und hat ein ehrliches blaues Auge, was mir an ihm am besten gefällt. In Ermangelung eines Besseren hat sich die protestantische Partei ihm submittiert, ob sie gleich dabei große Bedenklichkeiten und Vorbehalte hat.“

Als Präsident der Akademie hatte Schelling die Aufgabe, zum Jahrestage der Stiftung und am Geburtstage des Königs die Festreden zu halten. Im Laufe der 14 Jahre, während er dies Amt bekleidete, hielt er 21 solche Reden, deren erste er am 25. August 1827 sprach. In dieser Antrittsrede feierte er begeistert den Monarchen als den Beschützer von Kunst und Wissenschaft, der der Förderung des reinen physischen Wohles ideale Schöpfungen an die Seite stelle, die einer wahrhaft religiösen Einwirkung fähig seien und sich als Kultur zeugend im besten Sinne erwiesen.\*) Ebenso hielt er Gedächtnisreden auf verstorbene Mitglieder sowie Festreden zur Feier denkwürdiger Tage und Ereignisse. Eine der bedeutendsten dieser Reden war wohl diejenige vom 28. März 1832 zur Feier der Größe des englischen Physikers Faraday, worin er ausführte, daß dieser seit langer Zeit erfreulichste Fortschritt der Naturwissenschaft den Schlüsselstein einer langen Kette von Entdeckungen bilde, die über die Leistungen Voltas (Berührungs-Elektrizität), Davys (Elektrochemismus) und Oerstedts (Elektro-Magnetis-

\*) vergl. F. W. J. v. Schellings Werke, Auswahl in 3 Bänden, Band 1, Seite 2 XXX ff.

mus) der Magnetelektrizität zu deren experimentellen Erforschung durch Saradan führe.

König Ludwig I. von Bayern hatte sich nicht getäuscht, als er auf die Berufung Schellings zum ordentlichen Professor der Philosophie an die Universität München große Hoffnungen setzte. Wer die Berichte in den Münchener Tageszeitungen sowie in den philosophischen bezw. populär-wissenschaftlichen Zeitschriften jener Zeit durchliest, wird sich davon überzeugen können, daß jede Vorlesung Schellings ein Ereignis war, das alle Welt elektrisierte. Ein außerordentlicher Meister der Rede feierte er fortgesetzt Triumphe auf dem Katheder. Er las über sein System in drei Hauptteilen; der erste diente zur Einleitung, der zweite behandelte die Philosophie der Mythologie und der dritte die der Offenbarung. Die Einleitung selbst zerfiel wieder in einen sachlichen Teil, die Vorlesung über den Empirismus, und einen geschichtlichen, die Vorlesung über Geschichte der neueren Philosophie. Bei Lebzeiten des Vortragenden wurden seine Vorlesungen nicht gedruckt, wie denn auch bekanntlich Schelling nur schwer dazu zu bewegen war, seine Vorlesungen zu veröffentlichen und nur dem Zwang der Not und nicht dem eigenen Triebe gehorchte, wenn er ausnahmsweise die eine oder andere Rede drucken ließ. Doch kennen wir seine Vorlesungen aus dem Nachlaß. Ich verweise u. a. auf die von Professor Dr. A. Drews herausgegebene Sammlung der Münchener Vorlesungen Schellings, betitelt:

„Zur Geschichte der neueren Philosophie und Darstellung des philosophischen Empirismus.“\*)

Drews nennt die von Schelling am 26. November 1827 gehaltene Antritts-Vorlesung eine in einem großartigen ihm zu Gebote stehenden Stil vorgebrachte. Hier entwickelt der Professor sein Programm, das er im Laufe des Semesters abzuwickeln gedachte. Es sei das erste Mal, daß er der Münchener Jugend als öffentlicher Lehrer entgegenetrete, zu deren tiefer Zuneigung zur Philosophie er das größte Vertrauen hege, denn die Philosophie sei der Gegenstand freier Liebe, sie könne nicht gelehrt und nicht erzwungen werden, jeder müsse sie in sich selbst erleben. Man studiere Philosophie nicht, um Philosoph zu werden, sondern um große und zusammenhängende Ueberschauungen zu gewinnen, ohne welche es keine Würde und kein wahrhaft freies Leben gebe. Daher habe auch die Philosophie keine anderen Gegenstände als die anderen Wissenschaften, nur sehe sie dieselben im Licht der höheren Verhältnisse und begreife deren einzelne Gegenstände, das Weltssystem, die Pflanzen- und Tierwelt, den Staat, die Weltgeschichte, die Kunst nur als Glieder eines großen Organismus, der aus dem Abgrund der Natur, in dem er wurzle, bis in die Geisterwelt sich erhebe. Wohin man blicke, überall sehe man die Anzeichen der Annäherung jenes Zeitpunktes, den

\*) Leipzig 1902.

die begeistertsten Forscher aller Zeiten voraussehen, wo die Identität aller Wissenschaften sich enthülle, der Mensch endlich des eigentlichen Organismus seiner Kenntnisse und seines Wissens sich bemächtige, der zwar ins Unendliche wachsen und zunehmen könne, aber ohne in seiner wesentlichen Gestalt sich weiter zu verändern, wo endlich die vieltausendjährige Unruhe des menschlichen Wissens und die uralten Mißverständnisse der Menschheit sich lösen. Es handle sich jetzt um den letzten Durchbruch in das freie offene Feld objektiver Wissenschaft, wie damals um den ersten. Beide Male sei ein solcher Durchbruch gleich ersehnt, gleich ungeduldig erwartet und ihm als eine zweifache Geistestat, die nur er entscheiden könne, auf die Seele gelegt worden. Er schloß seine Antrittsrede mit den Worten:

„Der höchste Zweck des allgemeinen philosophischen Unterrichts ist überhaupt nicht oder nicht einmal dieser: nur wieder Philosophen zu bilden, wie z. B. der Zweck des allgemeinen mathematischen Unterrichts nicht sein darf, nur Mathematiker von Profession oder des philologischen wieder Philologen von Metier zu bilden. Denn daß recht viele wissenschaftliche Grammatiker oder Kritiker existieren, ist zwar erwünscht, aber wichtiger für die Menschheit ist, daß so viel als möglich in einem Volk seien, im Stande, sich an den Werken des Altertums aufzurichten und zu stärken, mit dem Geiste desselben fortwährend sich zu durchdringen. Die meisten also studieren nicht Philosophie, um

wieder Philosophen zu werden, sondern um jene großen zusammenhaltenden Ueberzeugungen zu gewinnen, ohne die es keine Selbständigkeit der Gesinnung und keine Würde des Lebens gebe. Ja, in einer Zeit, wo alles andere schwankend geworden, alles Positive Bestreitungen und Anfechtungen in verschiedenem Sinne noch immer ausgefetzt sei, da erscheine es doppelt wichtig und notwendig, daß eine männliche, aller Tiefen des Geistes kundige Philosophie die wankende Grundlage aller wahrhaft menschlichen Ueberzeugungen wieder herstelle und befestige.“\*)

Welch tiefgehende Wirkung Schelling durch seine Vorlesungen erzielte, davon zeugt das von A. Drews und anderen angeführte Beispiel: König Ludwig hatte in seiner Vorliebe für die alten religiösen Gebräuche die Christmette wieder eingeführt, allein nach Schluß dieser nächtlichen Gottesdienste gab es häufig große tumultarische Aufläufe und allerhand studentischen Unfug, so daß schließlich militärische Hilfe in Anspruch genommen werden mußte. Diese Unruhen griffen so um sich, daß man schon daran dachte, die Universität zu schließen und die Studenten aus der Stadt zu verbannen. Da entschloß sich Schelling am Abend des 29. September 1830 in Gegenwart des Senats eine Ansprache an die Studenten zu richten und seine

\*) Sämtliche Werke, IX. Band, 353—366 und F. W. J. v. Schellings Werke, Band I, Seite LXXII.

Worte hatten einen solchen Erfolg, daß die Studenten feierlichst versprachen, in Zukunft alle Störungen zu unterlassen. Diese Rede Schellings, abgedruckt in seinen „Sämtlichen Werken“, ist nicht bloß für den akademischen Lehrer, sondern auch für den Psychologen, der in der Seele der Menschen zu lesen versteht, bezeichnend. Der Meister schlägt hier einen Ton an, der mit elementarer Wucht in die Seelen seiner jugendlichen Zuhörer dringen mußte, so daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte. Er sagte zu ihnen, daß er nicht im Auftrage zu ihnen spräche, und daß niemand es ihm zugemutet oder ihn darum ersucht habe, sondern ganz allein deshalb, weil das eigene Herz es ihm gebiete, und er es nicht einsehen könne, daß der Zustand von Unruhe noch weiter fort dauere, der schon so viele unglückliche Folgen gehabt habe und mit noch unglücklicheren die Studenten, die Professoren und die Hochschule selbst bedrohe. Er wolle daher mit den Herren Kommilitonen überlegen, wie die Ruhe in die Gemüter, der Frieden in die gestörten Verhältnisse zurückzuführen sei. Er rede zu ihnen nicht als Vorgesetzter, sondern als Lehrer, dessen Stimme sie in manchen ruhigen und glücklichen Stunden mit Lust und Liebe und selbst mit Begeisterung gehorcht haben. Ferner stehe er ihnen als Freund gegenüber, der in den Studenten nichts anderes sehe, als Mitstreiter im großen Kampfe des menschlichen Geistes. Er bitte sie daher, auf ihn, als auf ihren Anführer auf dem Wege der Wissenschaft, zu hören

und ihm mit Liebe, Vertrauen und Mut zu folgen. Auch verstand er es, ihren jugendlichen Ehrgeiz bezw. ihr Ehrgefühl anzustacheln, indem er mit poetischem Schwunge ausführte: „heilbar sind die Herzen der Edlen, wie Homer sagt; zeigen Sie sich als Edle, als höher Denkende, die über das Zufällige hinwegsehen und nur das Wesentliche im Auge haben. Die Erbitterung ist groß, dennoch halte ich sie nicht für unheilbar. Die bloße Gewalt ist blind. Der einmal Entfesselten vermag der beste Wille, die zärtlichste Sorgfalt nicht mehr Ziel und Maß zu geben. Ueber die Gewalt vermag ich nichts, aber über Sie sollte ich billig etwas vermögen. Ich habe es (warum dürfte ich es nicht sagen?!), ja ich habe es um Sie verdient durch meine Liebe zu Ihnen, durch die Aufrichtigkeit meiner Vorträge, in denen ich Sie bis auf den Grund meiner Gedanken sehen lasse. Ich kann mich nicht an die Gewalt wenden, darum wende ich mich an Sie. Sie habe ich mir ersehen, und zu Ihnen hege ich das Vertrauen, daß durch Sie, durch Sie allein, ohne anderer Dazwischenkunft, durch einen einzigen großen und auf immer ruhmwürdigen Entschluß Ihres Herzens, daß alles beendet wird, was mich nicht allein, was alle Ihre Lehrer, alle, die eines Gefühls für die Hoffnungen des Vaterlandes fähig sind, mit der tiefsten Betrübniß, mit den hängsten Sorgen erfüllt. Noch stehen die Sachen so, daß man sie ansehen kann als solche, die von einem ersten, vielleicht unüber-

legten, insofern zwar tadelhaften doch verzeihlichen Anfang durch eine Verkettung von Umständen und Verhältnissen, gegen die nicht jeder gleich stark und gewappnet ist, bis zu dem Punkt gediehen sind, wo der Nichtwollende mit dem Wollenden, der Unschuldige mit dem Schuldigen fortgerissen wird, wo die Besinnung fehlt und blinde Wut bis zum Aeußersten fortschreitet, — ja, bis zum Aeußersten! Oder soll es, kann es noch weiterkommen, nachdem Blut, — ich schaudere, es zu sagen, — das Blut der Jünglinge, die uns zu geistiger Pflege und Ausbildung anvertraut sind, geflossen ist? O hätte ich nimmer diesen Tag gesehen!“

Auch diese Rede zeugt von der wahrhaft königstreuen und vaterländischen Gesinnung Schellings. Mit Nachdruck betonte er in seiner Ansprache an die Studenten, daß sie sich vor dem Umsturz, dessen Gespenst gerade um jene Zeit, wo die Juli-Revolution noch in frischer Erinnerung war, umherging, hüten sollen. Derartige Umstürzler seien eine Gattung von Menschen, die „gleich heimatlos im Reiche des Geistes, wie im Gebiete des Staates“, unfähig, durch einen wahrhaft großen Gedanken, durch eine ruhmestwürdige Tat die Aufmerksamkeit ihrer Mitbürger zu erregen, nur den Umsturz suchen, um ihre unbedeutende, aber von einem sinnlosen Ehrgeiz erfüllte Persönlichkeit an die Stelle zu setzen, wo sie bemerkbar wird. Deshalb sei es die Pflicht der heranwachsenden studentischen Jugend, überhaupt all derjenigen, denen das Vaterland lieb und die Ehre

der Nation ein unschätzbares Gut sei, auf das gewissenhafteste zu verhüten, daß durch keine Art von Verletzung der öffentlichen Ordnung irgend eine Lücke und eine offene Stelle entstehe, durch welche jene den Staat umschleichenden und vergebens bis jetzt in ihn einzudringen suchenden Elemente wirklich einzubrechen vermöchten. Er sagte dann wörtlich: „... Wenn Auflehnung gegen die rechtmäßig eingesezte Gewalt, selbst dann, wenn diese durch eine offenbare und schreiende Verletzung beschworener Pflichten und Rechte sie hervorruft, stets ein Unglück, und, da hier keine unwiderstehlich dringende Ursache dazu vorhanden ist, stets ein Verbrechen ist, so wäre sie in Verhältnissen, wie die unserigen, außerdem zugleich Wahnsinn. ... Müßten Sie nicht erschrecken, wenn unversehens in Ihnen Stimmen eines solchen Wahnsinns sich erheben sollten, die freilich, unfähig unsere Verhältnisse, das Glück, welches wir vor so vielen anderen Völkern nah und fern unter Gesezen und einer all unsere teuersten Rechte schützenden Verfassung genießen, zu erschüttern, aber hinlänglich wären, die in meinen Augen unauslöschliche Schmach auf uns zu laden, daß wir selbst solchen Stimmen Gelegenheit gegeben hätten, auf bayerischem Boden im Anblick eines Volkes sich vernehmen zu lassen, das vorher zu stolz gewesen, fremdes blind nachzuahmen, von leeren, empfindungsarmen Köpfen sich führen zu lassen oder seine Eigentümlichkeit zu verleugnen?“ Er predigte, seinem philosophischen Ansichten entsprechend, den jungen

Leuten von dem Wert der Selbstüberwindung, deren Befolgung die Kommilitonen nur ehren könne und zugleich ein rühmliches Zeugnis für den Geist deutscher Universitäten ablegen würde. Ein edles Gemüt müsse sich selbst bezwingen. Den wahrhaft gebildeten Menschen erkenne man an der Gewalt, die er über sein eigenes Innere ausübe. Er schloß seine höchst eindrucksvolle Mahnung mit den Worten: „... Bayerische Jünglinge, die ihr wißt, die ihr fühlt, was ihr der hiesigen Universität verdankt, welche Vorteile für allseitige, gründliche, immerdauernde Bildung sie auch gewährt, die ihr insbesondere imstande seid, den gegenwärtigen Zustand mit dem früheren zu vergleichen, wendet alles an, weiteres Unglück zu verhüten!“

In kluger Weise erinnerte Schelling die Kommilitonen daran, daß auch er einmal jung und Student war, und ihnen daher nicht zumute, was der Ehre wackerer, akademischer Bürger nachteilig sein könne. Sie dürften sich daher nicht schämen, seiner Stimme zu folgen. Auch sein Herz habe für all das, was sie empfinden, geglüht und glühe noch dafür.

Die Rede machte auf die Studentenschaft einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck, daß unmittelbar nach Beendigung der Ansprache Schellings, und während die Mitglieder des akademischen Senats, die derselben beigewohnt hatten, noch gegenwärtig waren, eine Abordnung der Zuhörer erschien, die für sich, wie für die nicht Anwesenden versprach

und ihr Ehrenwort darauf gab, daß in der folgenden Nacht kein Studierender auf der Straße mehr erscheinen solle. Sie hielten auch ihr Wort, denn die Nacht verfloß in tiefster Ruhe. Grabesstille herrschte auf den Straßen, nur unterbrochen von dem Geräusch der zahlreichen Patrouillen des Linien-, wie des Bürger-Militärs. Kein Student wurde verwundet.

War auch Schelling stets ein loyaler Staatsbürger und dem König und dem Königshaus aufrichtig und treu ergeben, so gehörte er doch keineswegs zu jenen servilen Naturen, die immer nach oben blicken und nie wagen, offen und ehrlich ihre Meinung zu äußern. Dies war auch der Fall, als er einmal — es war im Jahre 1829 — eine freimütige Rede veröffentlichte, die von seinen Gegnern dazu benutzt wurde, ihn bei seinem Monarchen zu verdächtigen, was aber ihnen nicht gelang, da König Ludwig von dem Charakter und dem Wesen seines Schütlings viel zu hoch dachte, als daß er Verleumdungen sein Ohr geliebet hätte. In einem Brief, den Schelling an seinen Freund Wagner, München, am 29. April 1829, schrieb, äußert er sich über diese Episode seines akademischen und schriftstellerischen Lebens dahin: „Das auf Flaum gehen, so bei uns Mode, war mir schon lange zuwider. Doch nur gewisse Leute waren unangenehm betroffen, unter denen, auf deren Urteil es mir ankommt, habe ich den allgemeinsten Beifall geerntet. Der Himmel weiß, wie es die anderen in die

Robur, Maximilian II. von Bayern.

Ferne dem König berichtet haben. Von einer Seite wurde ich mit seiner unfehlbaren Ungnade bedroht, wenn ich die Rede drucken lasse. Gerade darum ließ ich sie drucken, denn meine Meinung von dem König ist eine ganz andere und damit gewisse Leute doch nicht berichten können, was sie wollen, sondern der König selbst urteile. Am letzten Posttag habe ich ihm das erste gedruckte Exemplar geschickt und dazu geschrieben. Sie können leicht wissen, ob das Paket gut angekommen ist, vielleicht auch noch mehr und wenigstens im allgemeinen, welche Wirkung es gehabt. Fragen Sie nur immer herzhafte, ob S. Majestät es erhalten haben. Es liegt mir viel daran."

Wie König Ludwig I., so war auch die jeweilige Regierung desselben voll Sympathie und Verehrung dem berühmten Philosophen zugetan. Sogar in Vercen wurde seitens des Kultusministers Ed. von Schenk das Lob des Professors gesungen. Der damalige Leiter der bayerischen Unterrichts-Angelegenheiten, der im Nebenamt auch Dichter war, übersandte dem Professor der Philosophie im Jahre 1830 den 3. Teil seiner Schauspiele in Begleitung des nachstehenden Poems:

Natur und Dichtung, Wahrheit mit dem Schönen,  
Die neue Kunst vermählen mit der alten,  
War Goethes Streben, und er hat's errungen!  
Gott und Natur im Geiste zu versöhnen,  
Das neue heilige Dogma mit dem alten  
Erhab'nen Mythos: das ist Dir gelungen.

An selbständigen literarischen schöpferischen Werken war die Münchener Periode des Meisters sehr unfruchtbar. Die Erfahrungen, die er machte, als er die eine oder andere Rede drucken ließ, schreckten ihn wohl davon ab, seine wiederholt angekündigten Werke herauszugeben. Er wollte augenscheinlich seinen zahlreichen Widersachern nicht neuen Stoff liefern, um ihn zu befehlen. Nur hier und da ließ er eine kleine Gelegenheitschrift erscheinen, oder aber schrieb er Vorreden zu Werken anderer Philosophen. Dies war z. B. der Fall, als eine deutsche Uebersetzung einer Schrift des französischen Philosophen Viktor Cousin über „Französische und deutsche Philosophie“ erschien, welche Uebersetzung er durch eine kritische Beurteilung bezw. Abhandlung bei dem deutschen Publikum einzuführen suchte. Dieses beharrliche Schweigen des Moltes der Philosophie verdroß die Anti-Schellingianer, die mit allen Mitteln des Hohnes und Spottes ihn lächerlich zu machen suchten. Besonders boshafte waren die Ausfälle Heinrich Heines, des ungezogenen Lieblings der Grazien. Er machte sich über den „Schellingischen Gott“ lustig, der ebenso wie alle großen Werke der Deutschen, der Kölner Dom, die preussische Konstitution usw., nie fertig werde. Besonders in seiner „Romantischen Schule“ ging er mit Schelling streng ins Gericht, gegen ihn den Vorwurf erhebend, daß er in die Schlingen der katholischen Propaganda geraten sei und die Philosophie an die katholische Religion verrate. In früherer Zeit sei durch ihn

in der deutschen Geisterwelt eine große Revolution entstanden, doch in der späteren Zeit habe er sich so verändert, daß die Unerfahrenen in die größten Irrtümer geraten, wenn sie den früheren Schelling mit dem jetzigen verwechseln. Der frühere Schelling sei ein kühner Protestant, der gegen den Fichteschen Idealismus protestiert habe, gewesen. Damals habe Schelling auf die Bezeichnung eines großen Mannes Anspruch gehabt, als jedoch Hegel auf dem philosophischen Schauplatz erschienen, sei Schelling, der in der letzten Zeit fast nichts geschrieben, verdunkelt worden, ja in Vergessenheit geraten und habe nur noch eine literar-historische Bedeutung behalten. Dann sagt Heine in seiner boshaft-spöttischen Weise: „Der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatifizierter Philosoph, wandelte trüblich umher unter den anderen mediatisierten Herren zu München. Da sah ich ihn einst und hätte schier Tränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er sprach, war noch das allerjämmerlichste, es war ein neidisches Schmähchen auf Hegel, der ihn supplentiert. Wie ein Schuster über einen anderen Schuster spricht, den er beschuldigt, er habe sein Leder gestohlen und Stiefel daraus gemacht, so hörte ich Herrn Schelling, als ich ihn zufällig mal sah, über Hegel sprechen, über Hegel, welcher ihm „seine Ideen genommen“, und „meine Ideen sind es, die er genommen“ und wieder „meine Ideen“ war der beständige Refrain des armen Mannes. Wahrlich sprach der Schu-

ster Jakob Böhme einst wie ein Philosoph, so spricht der Philosoph Schelling jetzt wie ein Schuster.“

Heine beschuldigte Schelling, daß er nichts anderes sei, als der philosophische Büttel seiner Auftraggeber, die die Parole ausgegeben hätten, daß man den Glauben mit dem Wissen verbinden müsse und diese Phrase sei so unschuldig, wie die Blume und dahinter lauere die Schlange. Schelling mußte jetzt dazu dienen, mit aller Kraft seiner Dialektik die katholische Religion zu rechtfertigen, auch sei alles, was er jetzt unter dem Namen „Philosophie“ lehre, nichts anderes, als eine Rechtfertigung des Katholizismus. Seine Auftraggeber spekulierten noch auf einen Nebenvorteil, d. h. daß der gefeierte Name des Denkers die weisheitsdürstende deutsche Jugend nach München locke. So sehe man das betäubende Schauspiel, daß die Jugend andächtig vor dem Manne niederknie, den sie für den Hohepriester der Wahrheit halte.

Soviel wir wissen, hat Schelling auf diese beweislosen und vielfach nicht nur übertriebenen, sondern auch ungerechtfertigten Anzuspaltungen und Verdächtigungen des Satirikers Heine nicht geantwortet, und sich wahrscheinlich mit dem Bewußtsein getröstet, daß der Verfasser der „Romantischen Schule“ nicht nur ihn, sondern auch zugleich andere Geistesgrößen in oberflächlicher, leichtfertiger und frivoler Weise angreife. Aber auch als aus den Kreisen von Sachgenossen Widersprüche gegen ihn und seine Lehrer erhoben wurden, und er der Gegenstand heftigster

Ausfälle von dieser Seite wurde, hüllte er sich in die Toga des Schweigens. So hat z. B. Professor Paulus in Heidelberg anonym, d. h. unter der Maske von „magis amica veritas“, eine Schrift gegen Schelling veröffentlicht, betitelt: „Entdeckungen über die Entdeckungen unserer neuesten Philosophie“, die an Deutlichkeit und Rücksichtslosigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Er stellte darin den Münchener Professor und Akademiker als einen routinierten Invaliden und als einen „im leeren Raume phantasierenden Sophisten“ hin. Der so Angefehdete tröstete sich damit, daß viel Feind', viel Ehre sei. Ueberdies erstanden ihm auch Mithämpfer, die seine Lehre verteidigten und den Meister auf den Ruhmeschild erhoben. Zu den akademischen und literarischen Verehrern und Freunden Schellings zählten u. a. der bekannte Naturphilosoph Henrik Steffens und Professor Weisse. Der letztere lehrte im Gewande der Hegelschen Methode den Schellingschen Theismus und die spekulative Rettung der göttlichen Persönlichkeit. Anonym unter der Bezeichnung des „Nicodemus“ publizierte er eine Theodicee und ein Büchlein über die Auferstehung und verkündigte die philosophische Geheimlehre über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Auch Professor Sengler, der in München Schellings Zuhörer war, nahm in leidenschaftlicher, schwärmerischer Weise Partei für ihn, ihn für den neuen philosophischen Messias und Verföhner erklärend.

Nur in Briefen vertraulicher Art an Freunde und Anhänger machte Schelling zu jener Zeit seinem gepreßten Herzen Luft. Dies war z. B. in seinen Zuschriften an Beckers, den Uebersetzer des genannten Werkes von Viktor Cousin über deutsche und französische Philosophie, der Fall. Dort beschwerte er sich über das gegen ihn gerichtete Treiben der Hegelianer; diese stahlen ihm seine Ideen, begingen Plagiate an ihm, und aus Dank dafür beschimpften sie ihn. Daß die Hegelianer von allen Enden und Orten zusammenlaufen würden, um ihn, wenn nicht durch die Macht der Gründe, wenigstens durch ihre Ueberzahl zu unterdrücken, sei vorauszusehen gewesen, zumal da sie sich der Befürchtung hingegen haben, daß er, Schelling, in ihr bisheriges Zentrum eindringen könnte. So was falle ihm aber gar nicht ein, denn in dem Alter, wie dem seinigen, entschließe man sich nicht so leicht zu einer großen Veränderung. Indes, je ärger es diese Sekte treibe, desto schneller werde es mit ihr enden. Ihre Stunde habe bereits geschlagen.

König Ludwig I. von Bayern gewann Schelling von Jahr zu Jahr immer lieber. Nicht allein seine Lehrtätigkeit, seine seltene Beredsamkeit, sein aufrichtiger Patriotismus und seine Anhänglichkeit an das Königshaus hatten für ihn etwas fesselndes, sondern auch der Umstand, daß er wiederholt glänzende Proben der charaktervollen Persönlichkeit des Denkers erhielt, machte ihn ihm besonders lieb und wert. In der That war unser Philosoph ein Ritter

ohne Furcht und Tadel, von festen Grundsätzen und unerschütterlicher Rechtschaffenheit, dessen Ehrenschild von keinem Flecken je getrübt wurde. Es ist ein Verdienst Otto Brauns, gerade auf die Persönlichkeit des Denkers hingewiesen zu haben\*). Wir können die dort entworfene Charakterskizze von der allezeit nach den idealen Gütern der Menschheit ringenden und von den reinsten und lautersten Absichten geleiteten Persönlichkeit Schellings nur unterschreiben: „Mit innerstem Herzen hing Schelling an dem Berufe eines akademischen Lehrers. Als seine Religion bezeichnet er: Darstellung des Göttlichen in der Wissenschaft, Leben und Kunst und Verbreitung der Allanschauung und Befestigung derselben in den Gemütern der Menschen. Ergreifend, durchdringend, fesselnd, wie der Reformator will er zum Volke reden; nicht nur für Wissenschaft und Schule will er wirken, er erstrebt eine Vergeistigung der Menschheit im weitesten Umfange. „Polemik tut not, aber ganz andere, die mit Blitzen vom Himmel, mit donnernder Begeisterung niederwirft, mit sanftem Wehen eines göttlichen Geistes die gesunden Keime belebt.“ Wir spüren den Hauch des begeisterten Idealismus, wie er das ganze Wesen dieses Mannes durchstrahlt. Er galubt mit aller Macht seiner großen Seele an die Macht der Idee. In ihm ist sie zum Charakter geworden. Er hat glühende Liebe zur Idee im

\*) „Schelling als Persönlichkeit“. Von Otto Braun, Fritz Ehardt Verlag, Leipzig, 1908, S. 27 ff.

Herzen. Aus all seinen Werken spricht dieser Idealismus . . . Von Tatkraft ist Schellings ganzes Wesen geschwellt; jeden Augenblick, jede Kraft und jeden Nerv will er der Ausführung seines geistigen Strebens widmen . . . Als „Granit“ erschien er seiner Gattin Karoline, nach dem Eindruck, den er auf sie machte, als sie mit ihm nach der ersten Ausführung des „Wallenstein“ im Wagen von Weimar nach Jena fuhr, ein Mensch, gemacht, um Mauern einzurennen. Ihm war es mit der Wahrheit heiligster Ernst . . . Innere Herzengüte war diesem Manne eigen, so konnte er auch in den kleinsten Verhältnissen die Tiefe seines Wesens betätigen. Nach außen hin wahrte er dabei immer Würde und Selbstbewußtsein . . . Jetzt sind wir imstande, auch die Einheit von Charakter und Intellekt bei Schelling zu erkennen. Der Philosoph ist eine durchaus glückliche Natur gewesen . . . Es klappt in seiner Seele kein schmerzlicher Riß. Furchtbare Verwicklungen der eigenen inneren Kräfte sind ihm fern geblieben . . . Kraft, Macht und Stärke gingen von ihm aus, alles Kleinliche und Schwache schien vor ihm zu verwehen. So berichtet Steffens, daß in seinem Auftreten etwas sehr Bestimmtes, ja Troziges lag. Viele fühlten sich durch ihn an Napoleon erinnert. Dorothea Veit fand sein Aeußeres kräftig, trozig und edel. Sein kraftstrohendes Wesen imponierte den Studenten. Er verkündete ja auch vom Katheder im Gegensatz zu Fichte: „wer nicht kühn bei Gelegenheit sein Leben aufs Spiel zu setzen und mit ihm, wie

mit einem Kreisel umzugehen wagt, der ist ohne Frage ein solcher, der von Natur unfähig ist, es zu genießen, oder es nicht in so vollster Kraft besitzt. So riß er die Jugend begeistert hin und wußte seine Zuhörer stets durch seine Genialität zu bannen.“



### Kronprinz Maximilian als Schüler Schellings.

Die Angriffe, die seitens der hier erwähnten Parteien, philosophischen Richtungen und Persönlichkeiten gegen den auf der Höhe seiner Macht und seines Einflusses stehenden Professor Schelling gerichtet wurden, verfehlten auf König Ludwig I. von Bayern, einen überzeugungstreuen und charaktervollen Monarchen, der in seinen grundsätzlichen Anschauungen sich durch derartige Strömungen und Unterströmungen nie beeinflussen ließ und diejenigen, welchen er einmal seine Gunst zuwandte, unverbrüchlich treu bis zu seinem Tode blieb, ihre Wirkung. Unter allen Philosophie-Professoren jener Zeit erschien ihm der ordentliche Professor der Weltweisheit an der Münchener Universität am geeignetsten, um als Lehrer des Kronprinzen zu wirken und diesen zum Denker vorzubereiten. Zu der wissenschaftlichen Bedeutung, der scharfen Dialektik, aber auch zu dem tiefen Gemüt des Schwaben, der sich in Bayern so eingebürgert hatte und sich dort so heimisch fühlte, hegte er das Vertrauen, daß er die Seele des Kronprinzen mit allen Schätzen einer wahren Welt- und Lebensweisheit erfüllen werde. Nicht zu einem Sachgelehrten und Kunstphilosophen sollte er ihn erziehen, sondern zu einem Königssohn, der in absehbarer Zeit berufen sein werde, den Thron

eines mächtigen, blühenden und einflussreichen Landes zu besteigen und seine Untertanen sowohl durch seine Denkungsart, als auch durch seine Handlungen glücklich zu machen und den Staat nach jeder Richtung hin zu fördern.

60 Jahre war Schelling alt, als er im Dezember 1835 zum Lehrer der Philosophie bei dem damals 24jährigen Kronprinzen berufen wurde. Mit Freuden nahm der so Ausgezeichnete den Ruf an und mit Begeisterung ging er an seine Arbeit. Schelling war, wie aus den schon früher erwähnten Mitteilungen ersichtlich ist, ein geborener Pädagoge. Mit Stolz erfüllte es seine Seele, daß er dazu auserwählt wurde, den Thronerben in das Wesen der Philosophie einzuführen und die Grundanschauungen derselben ihm klar zu machen. All' jene glänzenden Eigenschaften, die ihn auf dem Katheder auszeichneten, und die ihn zum Liebling eines nach vielen Tausenden zählenden Auditoriums machten, entfalteten sich hier, als er seine Ideen und Lehren einem Einzelnen vortrug, in ihrer vollen Kraft und Schöne.

Noch mehr wie Hormann und seine früheren Erzieher übte denn auch der Philosoph Schelling auf das Seelen- und Gemütsleben, sowie auf die Lebens- und Welt-Anschauung des Thronfolgers einen überaus nachhaltigen Einfluß aus. Es wird dies von allen bestätigt, die zu den Wissenden gehörten, d. h. die aus persönlicher Erfahrung dem Studiengang und dem Erziehungsprozeß Maximilians aus unmittelbarer Nähe folgen könnten. So sagte z. B. J.

von Döllinger in der Rede, die er nach dem Ableben des Königs in der Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München hielt: „Es war besonders Schelling, der durch seine Ratschläge in der Seele des jungen Prinzen bereits den Entschluß geweckt und befestigt hatte, die Frage der Wissenschaft nicht bloß für Bayern, sondern für ganz Deutschland in die Hand zu nehmen. Der König hatte sich, wie ich in einer mir mitgeteilten, von ihm herrührenden Aufzeichnung finde, als leitenden Grundsatz auf Schellings Empfehlung das zum Augenmerk gemacht: „Darauf soll bei der Wissenschaft und bei aller sonstigen Freiheit gesehen werden, daß die Achtung von göttlicher und staatlicher Ordnung stets gewahrt bleibe, daß der Mensch das Menschliche dem Göttlichen unterzuordnen habe.“

An einer anderen Stelle lesen wir, daß Maximilians Geist schon als Kronprinz von der Hochschätzung der deutschen Philosophie durchdrungen gewesen sei: „Schellings Vorträge, die er während sie ihm gehalten wurden, aufzeichnen ließ und sorgfältig studierte, hatten bleibenden Einfluß auf ihn hervorgebracht. Wie der Meister, so war auch der Jünger freilich davon überzeugt, daß Philosophie allein nicht genüge, um die Geister des Volkes zu einer freien und segensbringenden Tätigkeit zu entfesseln, denn es gäbe keinen Monarchen, der selbst mit dem kraftvollsten und beharrlichsten Willen und unbegrenzter

Freigebigkeit imstande sei, in seinem Lande auch nur einen Nachsommer der Philosophie zu erzeugen, doch habe der Kronprinz im Sinne Schellings eine praktische philosophische Tat vollführt, indem er das Erscheinen von Gesamtausgaben der Werke deutscher Denker mit ansehnlichen Summen unterstützt habe.“

In diesem Sinne urteilt auch der k. b. Geh. Haus- und Staats-Archivar Dr. Ludwig Trost, dem es vergönnt war, den Briefwechsel zwischen dem König Maximilian und Schelling im Jahre 1890\*) zu veröffentlichen: „Der Einfluß dieses Mannes (Schellings) auf Maximilian II. und dessen empfängliches Gemüt war ein in jeder Weise tiefgehender und entscheidender. Die Frucht des Studiums der Philosophie Schellings, für welches Maximilian keine Mühe zu groß war, zeigt sich im ganzen Denken und Handeln des Königs bis zu seinem Lebensende. Durch sie ward sein Geist zu jener Höhe erhoben, welche ihn das Gesamtgebiet der Wissenschaft überschauen ließ, durch sie war er vor dem Verfall in wissenschaftliche Einseitigkeit geschützt, durch sie war sein Entschluß gefestigt, die Frage der Wissenschaft zum Heile seines Vaterlandes und der Menschheit überhaupt zur dauernden Lebensaufgabe zu machen.“

Auch Dr. Karl Theodor Heigel in einem Auf-

\*) Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf.

saß über Maximilian II.\*\*) sowie der Philosoph Katzenberger \*\*) sind derselben Ansicht. Der letztere weist darauf hin, wie dem reichbegabten Geiste des Kronprinzen das bloße Sachwissen nicht genügt, wie derselbe vielmehr nach einem höheren Standpunkt gesucht habe, von welchem das Wissen und Leben in einem neuen Lichte erscheine und ein Tiefblick möglich werde in dem organischen Zusammenhang des Gesamtgebietes menschlichen Erkennens. Mit anderen Worten, sein reges inneres Leben habe einen Ruhepunkt in der Philosophie gefunden. Das Verdienst des genialen Schelling sei es nun gewesen, in einem tief angelegten Geiste jene großartige Weltanschauung wachzurufen, die den Thronfolger, auch als er zur Herrschaft gelangt sei, begleitet habe. Man möge über Schelling denken wie man wolle, man könne manche seiner geistigen Irrtümer beklagen, doch sei eins gewiß: der große Denker sei ein universeller Geist gewesen und habe es verstanden, durch die Tiefe und Fülle seiner Ideen, wie durch die Macht des lebendigen Wortes seine Schüler zu begeistern wie nur wenige. Er habe die Frage der Wissenschaft in das jugendliche Gemüt geworfen und man wisse, in wie vielen sie für das ganze Leben gezündet habe\*\*\*).

\*) N. a. D. Seite 2 ff.

\*\*) Vergleiche Allgemeine deutsche Biographie, Band 21, Seite 39 ff.

\*\*\*) Vergleiche dessen Gedächtnisrede „Die Wissenschaft auf dem Throne“, Seite 5.

Von 1835—1840 hielt Schelling dem Kronprinzen Privatvorträge mit größter Gewissenhaftigkeit, Gründlichkeit, begeisterter Liebe zur Sache, aber auch mit wahrer Sympathie für Maximilian, der auf jeden, welcher mit ihm je in Berührung kam, durch den Zauber seiner edlen und herzugewinnenden Persönlichkeit faszinierend wirkte. Der königliche Schüler brachte diesen Vorträgen das lebhafteste Verständnis und zugleich die innigste Verehrung für den Dozenten entgegen. Die, wie gesagt, nachgeschriebenen Kollegienhefte des Meisters bewahrte der Jünger sorgfältig auf und nahm sie auf mehreren Reisen mit, sie immer und immer lesend und deren Inhalt seinem Gedächtnis und seinem geistigen Innern einprägend.

Auf der Grundlage dieser Vorträge bildete sich bald ein überaus sympathisches und inniges Verhältnis zwischen dem Denker und dem hohen Schüler, das auch zu einem regen Briefwechsel zwischen den beiden führte, als Maximilian von seinem Lehrer infolge vieler Reisen, die er unternehmen mußte, getrennt war.

Nie vergaß Schelling die Ehrerbietung, die er dem zukünftigen Träger der Krone entgegenbringen mußte, doch entsprach dieses Gefühl keineswegs einer ihm als notwendig erscheinenden Kundgebung seiner Devotion, sondern aus tiefstem Herzensgrund. Obwohl er wahrlich schon genug Schüler hatte, die seit Jahrzehnten seinen Vorträgen mit jubelnder Begeisterung folgten, so hatte er bisher noch keinen Jünger

gefunden, der so felsenfest von dem, was er ihm dozierte, überzeugt gewesen, als der Kronprinz, keinen, der gleichsam prädestiniert dazu war, ein enthusiastischer Apostel der Schellingschen Philosophie zu sein. In der Tat bewahrte bis zu dem Tode Schellings auch der spätere König ihm seine treue und innige Freundschaft und hing mit dankbarer Liebe und schwärmerischer Verehrung an dem Denker, dessen Größe er wie kaum ein zweiter zu würdigen verstand.

Wir besitzen aus dem Jahre 1838 eine interessante Schilderung Schellings über die Art und Weise, wie er sich in seinen Vorlesungen bewegte, die er dem Kronprinzen hielt, aus der Feder des Hegelianers Karl Rosenkranz, u. a. also lautend: „Schelling stand in kräftiger Haltung, zog ein schmales Heft aus der Brusttasche und las ab, allein so, daß man ihm die völlige Freiheit der Darstellung nachfühlte. Auch hielt er von Zeit zu Zeit an und gab extemporisierende, paraphrastische Erläuterungen, in welchen auch zuweilen der poetische Schmelz sichtbar ward, den Schelling mit ganz abstrakten Wendungen anziehend zu verbinden weiß. Die Ruhe, Festigkeit, Einfachheit, Originalität ließen das Chargierte des nicht zu selten hervortretenden Selbstgefühls übersehen. Das schwäbische Idiom schwebte mehr über der Aussprache, als daß es, wie bei Hegel, noch gänzlich tonangebend gewesen wäre und verlieh, für mich wenigstens, auch dem Laut einen eigentümlichen Reiz.“

Auch als Schelling nicht mehr der offizielle Lehrer des Kronprinzen in der Philosophie war, beschäftigte der Schellingianismus fortwährend das Denken und Fühlen Maximilians. In dem zwischen beiden geführten regen Briefwechsel bildete er oft den Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtungen und Erörterungen. Man glaube ja nicht, daß der Schüler zu allem, was der Meister vorbrachte, Ja und Amen sagte. Ein selbständiger und origineller Denker, hegte Maximilian gar oft kritische Zweifel und Bedenken an der einen oder anderen Anschauung und drang daher in seinen Lehrer, die Probleme so viel als möglich zu entwirren und die Rätsel zu lösen. Sumal in Hohenschwangau, wo sich der Kronprinz so gern aufhielt und wohin er sich zurückzuziehen pflegte, um in der Einsamkeit über ihm wichtig erscheinende Dinge nachzudenken, schrieb er ihm fleißig über alles, was seinen Geist beschäftigte und seine Seele bewegte. In einem Brief vom 27. Juli 1836 sagt Maximilian, daß er in seinen einsamen lieben Alpen der ihm so wertigen Stunden, die er mit ihm zugebracht, gedanke. Er sei es gewesen, der ihm die Tore einer neuen Welt, in die er ihn wohl bald ganz einführen werde, erschlossen habe. Mit Sehnsucht erwarte er diesen Augenblick. Schelling versichert dagegen seinem fürstlichen Schüler, daß er mit ungeteiltem Gemüt und Geist und jeden Tag und jede Stunde, die er, Maximilian, dazu anwenden wolle und könne, sich ihm als Vortragender widme. Immer stehe er

seinem gnädigsten Herrn zu Befehl, da er ihn mit innigster Ergebenheit und Dankbarkeit verehere.

Selbst als Schelling, wie wir sehen werden, 1841 einem lockenden Rufe nach Berlin folgte, unterließ es der Kronprinz nicht, seinen Lehrer in verschiedenen bedeutsamen Fragen, die seinen Geist beschäftigten, um Unterweisung bezw. Aufklärung zu bitten. So schreibt er ihm aus München am 26. Nov. 1841, daß er aus den von ihm, Schelling, bei ihm gehaltenen Vorlesungen verschiedenes über eigentliche Moral-Philosophie näher erfahren möchte. Anknüpfend an die Lehre Schellings, daß die drei Urpotenzen nach vollendeter materieller Schaffung im ganzen zu friedlicher Ruhe gelangt seien, und daß der Mensch, der geistige Mittelpunkt derselben, der bleiben oder nicht bleiben gekommt, das letztere gewählt, und daß der mythische Prozeß endlich in der letzten Offenbarung, in der Erscheinung Christi, sein Ende erreicht habe, richtet er an den Denker die nachstehende Bitte: Da von Christi uns selbst nichts weiter gegeben sei als die bloße Macht oder Möglichkeit, Gottes Kinder wieder zu werden, ersuche er, ihn zu belehren, ob er, Maximilian, richtig sehe, wenn er als moralische Aufgabe des Christen die immer fortschreitende Bekämpfung des Prinzips des Anfanges, das Sein-Können, erkenne, das zwar durch die Erlösung seine Herrschaft über das göttliche Bewußtsein des Menschen verloren habe, aber in seiner Brust als das Prinzip des Bösen — als der eigentliche Satan — fortlebe, ob nicht der

Siegesprozeß des Rein-Seienden (des Sohnes) und in letzter Instanz des Heiligen Geistes, wie in der Natur, in der Mythologie und in der Offenbarung, so auch im Innern jedes Menschen durchgekämpft werden müsse?

Serner richtet der Kronprinz in derselben Zuschrift an den Professor die nachstehende Frage: „Wenn man die Aufgabe des Menschen nicht bloß im Verhältnis zur Ewigkeit, sondern auch zur Zeit, zu seinem Leben nämlich, betrachtet, sagten Sie mir da nicht, mein verehrter Lehrer, wenn ich mich nicht irre bei unserer letzten Zusammenkunft, daß das Leben des Menschen einem Kunstwerke zu gleichen habe, alle Kräfte und Bestrebungen zu einem harmonischen Ganzen gestaltend?“

In einem Schreiben des Kronprinzen vom 6. Mai 1842 aus München heißt es, daß er oft der glücklichen, mit ihm, seinem „Herzensfreunde“, verlebten Stunden, die hoffentlich nicht die letzten sein werden, gedenke. Er verdanke ihm weit mehr als er es auszudrücken vermöge, denn er wäre sonst geistig verhungert und verdurstet. Ihn treibe daher eine unaufhaltsame Gewalt, beständig immer mehr und mehr in alle Tiefen seiner herrlichen Philosophie einzudringen und nicht eher zu ruhen, als bis er sie in ihrer Totalität erfaßt und zum Leitstern seiner Lebensaufgabe gemacht habe. Da ihm nun über die gewöhnliche theologische Offenbarungslehre, die Natur Christi, beunruhigende Zweifel gekommen seien, so verwende er schon viele

Stunden, die er sich teilweise von der Erholungszeit abgebrochen, um über dieses wichtige Kapitel sich zu verständigen. Professor Müller habe ihm die besten aufzutreibenden Hefte über Schellings Philosophie zur Mythologie und der Offenbarung zu verschaffen gewußt. Eins, Schellings Einleitung in die Philosophie, besitze er schon seit früher, so daß er sich jetzt nebst dem ihm, Schelling, bekannten Auszügen und seinen gedruckten Werken eines ziemlich vollständigen Ganzen erfreue.

In einer Zuschrift aus Fischbach, den 13. August 1842, als Maximilian bei seiner Braut, der Prinzessin Marie, weilte, gibt er dem Gedanken Ausdruck, daß es für ihn ein hoher Tag der Freude sein werde, wenn er die ihm von Schelling versprochenen erweiterten Aphorismen seiner Philosophie der Offenbarung erhalten werde; gern wolle er sich noch gedulden, wenn er nur einmal seine Hoffnung erfüllt sehen könne.

Wie gründlich und mannigfaltig die Fragen waren, die zuweilen Maximilian an sein philosophisches Idol stellte, das beweisen schon die in dem Brief aus München vom 31. Dezember 1842 niedergelegten. So wollte z. B. der Kronprinz wissen, wie es mit der Bewohnbarkeit der Sterne stehe. Er könne sich nicht anders denken, als daß dies der Fall sei, doch erscheine ihm diese Tatsache schwer mit dem Geist und dem Endzweck des ganzen Schöpfungsprozesses in Einklang zu bringen. Der letzte und einzige Zweck scheine ja doch nur der Mensch

zu sein, in dessen Bewußtsein die drei schaffenden Potenzen wieder zur Ruhe und Einheit zurückgekehrt seien. Wie können also nun noch andere lebende vernünftige Wesen außer den Menschen bestehen, da durch die drei schaffenden Potenzen das ganze Universum hervorgebracht worden sein soll? Alle diese Zweifel bringe der Jünger nur deshalb vor, weil er von dem glühenden Wunsch beseelt sei, den Meister ganz zu verstehen und keinen Zweifel unberührt zu lassen.

Schelling war selbst überrascht, daß der Kronprinz nie aufhörte, von Wissenseifer und der Sehnsucht des grüblerischen Denkers getrieben, ihn auch, nachdem er schon lange in Berlin war, mit seinen philosophischen Fragen zu bestürmen. Er fühlte sich deshalb veranlaßt, in seiner aus Berlin den 9. 1. 1843 datierten Zuschrift seinem gnädigen Herrn dies leise anzudeuten. „Fast möchte ich sagen,“ so lauten seine Worte, „Sie haben genug getan. Für Herren so erhabenen Berufs sei die Philosophie nur, damit sie einst wissend, — da bei großer Macht Blindheit das Gefährlichste —, zugleich friedlich, getrost furchtlos handeln. Aber selbstverständlich sei er stets zur Erläuterungen bereit, soweit er sie geben könne. Er füge daher auf einem besonderen Blatt die Antworten bei. Aus der auf die erste Frage gegebenen ist ersichtlich, daß Schelling an ein Vorhandensein von menschlichen Wesen auf den anderen Planeten nicht glaubte. Von der Sonne wolle er gar nicht reden. Die Hebung und das davon stufenmäßige

des Prozesses sei vielleicht überhaupt nur für den Menschen. Jene Fernwandelnden seien vielleicht unmittelbar vollendete Wesen und als lichteste Vorbilder der eigenen Vollendung aufgestellt. Doch sei schriftlich schwer darüber zu reden. Hoffentlich werde es ihm aber vergönnt sein, im nächsten Frühjahr oder Sommer nach Bayern zu reisen und wolle er dann, wenn der Kronprinz in München anwesend sein werde, diese Sache mündlich mit ihm besprechen.

Wie glücklich war der Kronprinz, als er diese Zuschrift seines geliebten und verehrten Herzensfreundes erhielt! Freudig stimmte ihn die Hoffnung, ihn bald wieder zu sehen. Er versicherte ihm in einem Brief aus München, den 1. April 1843, „daß ihn mächtige Sehnsucht ergreife, aus seinem Munde Aufschluß und Belehrung über so manche wichtigen Punkte seiner herrlichen Philosophie zu erhalten, die ihm sonst nur der kalte Buchstabe mangelhafter Hefte und höchstens nur Schellings Schüler teilweise beantworten können“.

Wenn jedoch Schelling geglaubt hatte, durch seinen, wenn auch vorsichtig gehaltenen, Hinweis, den Kronprinzen von einer weiteren schriftlichen Anfrage abzuschrecken, so irrte er sich gründlich. Wieder stellte er an ihn oft recht heikle und komplizierte Anfragen, zugleich seinem Wunsche Ausdruck gebend, über jene Materien, die ihn sehr beschäftigten und oft sogar beunruhigten, die Ansicht des Lehrers zu erfahren. Auch läßt er es nicht an einer Zurückweisung der Annahme Schellings fehlen, daß ein

König eigentlich keine Zeit haben sollte, sich mit philosophischen Dingen zu beschäftigen, denn er bemerkt, daß er die Philosophie keineswegs als eine bloß abstrakte Wissenschaft betrachte, der man einige Zeit widmen und dann mit ihr für immer abschließen könne, das sei bei ihm nicht der Fall: „Ich muß der inneren, nie schweigenden Stimme folgen, die mich nicht ruhen läßt bis ich nicht den möglichsten Aufschluß erhalte über die Natur und den Menschen, über diese und jene Welt.“

Der Kronprinz unterließ es nicht, fast immer umgehend auf die Briefe seines geliebten Lehrers zu antworten. Wenn dies ausnahmsweise nicht geschah, so war der Grund stets nur die, wie er sich ausdrückte, „herrliche Philosophie“ seines Freundes. So schreibt er ihm einmal aus Hohenschwangau, den 16. November 1843, daß er bisher die Feder deshalb nicht ergriffen habe, weil er einen Hauptabschnitt der Schelling'schen Philosophie, über den er sich habe brieflich äußern wollen, noch nicht zum Abschluß gebracht. Seit Ende Juni bis November, seitdem er in Hohenschwangau weile, verwende er die schönsten Stunden des Tages, um die Einleitung in die Philosophie Schellings Satz für Satz durchzunehmen und gründlich durchzusprechen, weil diese Vorlesung als die Grundlage der gesamten Philosophie seines „geliebten Freundes“ zu betrachten sei. Um recht gründlich zu Werke zu gehen, habe er sich vorgenommen, vorher zum dritten Male

eine Uebersicht der Geschichte der Philosophie und aller Kräfte durchzunehmen, um so eine feste Basis zu gewinnen. In der Philosophie der Offenbarung habe er die früheren Potenzen Schellings wiederzufinden und in ihrer neuen Bedeutung zu erkennen gesucht. Mit großen Schwierigkeiten habe er zu kämpfen gehabt, der wohl stellenweisen Unvollkommenheit und daher Dunkelheit der Hefte wegen. Zugleich legte er seinem Brieffe Bögen bei, die, von seiner eigenen Hand geschrieben, das Resultat seiner Forschungen und Studien enthielten, dabei bemerkend, daß er „seinem lieben Geheimen Rat“ sehr dankbar sein würde, wenn er sich die Zeit und Güte nehmen wollte, ihm die angedeuteten Erläuterungen und näheren Begründungen mitzuteilen. Die Philosophie seines Lehrers sei eben für ihn eine Lebensfrage. Daher habe er keine Ruhe noch Rast, bis ihm volle Beruhigung geworden.

Noch bevor die Antworten auf die Fragen des Prinzen eintrafen, schrieb ihm dieser, daß er ihm nachträglich noch das Heft sende, aus dem er hauptsächlich geschöpft habe, es sei sein treuer Begleiter von Deutschland nach dem Südkap Matapan bis nach dem nördlichen Kiel und von da wieder nach den heimischen Alpen gewesen, wo er es, wie schon erwähnt, Satz für Satz durchgesprochen. Weder Zeit noch Mühe habe er gescheut, um es ganz zu verstehen, aber trotzdem seien ihm die Schelling mitgetheilten Zweifel, deren gänzliche Lösung er zuversichtlich hoffe, übrig geblieben.

Als der Lehrer, soweit er es vermochte, auf die Fragen seines Schülers briefliche Antworten erteilte, dankte dieser ihm in einer Zuschrift aus Bamberg, den 10. Februar 1844, auf das herzlichste. Das bereitwillige Entgegenkommen des Meisters veranlaßte den Jünger, mit wieder neuen Problemen vor ihn hinzutreten. Immer und immer wiederholte er eindringlich, daß die Lösung der Rätsel seitens seines Herzensfreundes für ihn von höchster Wichtigkeit sei. Es sei für ihn eine Lebensfrage, denn nur dadurch könne er innere Beruhigung erhalten.

Doch waren es nicht nur rein philosophische, ethische und moralische Gegenstände, über die sich Kronprinz und Philosoph in regster Weise miteinander unterhielten, sondern auch kirchen- und kirchenpolitische Dinge bildeten wiederholt den Gegenstand ihres Gedankenaustausches. So fragte z. B. Maximilian im Jahre 1844 Schelling, ob er ihm nicht rathete, da er sich angelegentlich mit dem Gedanken beschäftige, auf welche Weise die schroffen Gegensätze zwischen Katholizismus und Protestantismus möglichst gemildert und eine gewisse für ganz Deutschlands Gegenwart und Zukunft segensreiche Annäherung bewerkstelligt werden könnte, ein Blatt zu gründen, worin von gelehrten, gemäßigten Katholiken das angedeutete Ziel verfolgt würde? In Berlin gäbe es ja Männer genug, so z. B. Neander u. a., die ein solches Unternehmen fördern oder doch ihre Meinung darüber abgeben könnten. Wenn er auch das Ziel nicht erleben sollte, so sei er doch

schon zufrieden, das kleinste Samenkörnlein ausgestreut zu haben. Er wisse sehr wohl, daß erst Jahrhunderte die Saat reifen könnten.

Auch in einer Zuschrift aus Hohenschwangau vom 10. Dezember 1845 befaßt sich der Kronprinz eindringlich mit der Erörterung kirchenpolitischer und religiöser Probleme. So wirft er die Frage auf, ob nicht, abgesehen von aller Fähigkeit der Leiter auf kirchlichem Gebiete und der Beimischung unreiner, irdischer Elemente, dennoch dem Streben der Neu-Katholiken ein tieferes, weltgeschichtliches Bedürfnis zu Grunde liege, mit einem Worte gesagt, ob es nicht möglich sei, das Schelling-Johannische Zeitalter anzubahnen und der katholischen Kirche eine freiere Verfassung zu geben, so daß auch der evangelischen mit ihr zusammenzugehen möglich werde? Da die Beantwortung dieser Frage von großer, praktischer Wichtigkeit sei, bittet der Kronprinz seinen Lehrer, sich darüber eingehend zu äußern.

Wenn in späteren Jahren, wie dies wiederholt geschah, Maximilian in München, Berlin und anderen Städten mit Schelling persönlich zusammenkam, so unterhielten sie sich oft stundenlang über die wichtigsten Gegenstände der Philosophie und der Politik, und stets hegte der Kronprinz den Wunsch, daß der Denker seine Ansichten auch schriftlich fixiere und sie ihm übersende, damit er zu Hause in der Einsamkeit über alles gründlich nachdenken und das mündlich gehörte ebenso eindringlich auffassen und

beherzigen könnte. Als Schelling wieder einmal, dem Befehle seines gnädigsten Herrn gehorchend, ein derartiges briefliches Elaborat — Berlin, 20. Mai 1846 — ihm übersandte, machte er zugleich die für das philosophische Denken des Königssohnes sehr schmeichelhafte Aeußerung, daß dieser durch eigenes, unablässiges Denken mehr noch als durch die Anleitung seines Lehrers auf einen Punkt gelangt sei, wo er eigentlich der philosophischen Unterweisung nicht mehr bedürfe. Er sei nicht nur der einzige königliche Prinz, sondern auch von allen, die von seiner, der Schellingschen, Philosophie Kenntnis zu erhalten wünschten, vielleicht überhaupt der einzige, der durch besondere Anlage imstande sei, die abstrakte Entwicklung der ersten Grundprinzipien seiner Lehre auch unmittelbar zu begreifen.

Dem Kronprinzen bereitete es großen Kummer, daß Schelling immer und immer zögerte, seine oft angekündigten Werke, die über die letzten Fragen seiner Philosophie Aufschluß geben sollten, zu veröffentlichen. In einemfort drängte der wissensdurstige Schüler den Verfasser, endlich das Versäumte nachzuholen und so die Welt mit einer neuen, herrlichen Offenbarung zu bereichern. Geradezu rührend sind diese Mahnungen Maximilians. So schreibt er ihm aus Schlangenbad, 17. August 1847, daß ihm das Erscheinen dieser Schriften ein förmliches Daseinsbedürfnis sei, wodurch religiöse und philosophische Skrupel höchstwahrscheinlich gelöst würden. Deshalb beschwöre er den Meister, seines, Maximilians,

und der so vieler Schüler des Philosophen wegen die Drucklegung seiner Arbeiten möglichst zu beschleunigen. Es heißt dann am Schlusse wörtlich: „... Nochmals beschwöre ich Sie, teurer, verehrter Freund und Lehrer, lassen Sie uns bald Ihr eigenes Wort gedruckt erscheinen. Dies allein gibt Beruhigung, was kein nachgeschriebenes Heft vermag. Fertigt ist gewiß das große Werk. Der Herr gebe Ihnen den Entschluß, es nun der Welt zu offenbaren. Ich werde ihn darum bitten.“

Schelling war mit diesem fortwährenden Drängen, dem übrigens der Kronprinz im Namen zahlreicher Verehrer des Philosophen Ausdruck gegeben hatte, keineswegs einverstanden, da er wohl fühlte, daß er schwerlich in der Lage sein werde, sein Versprechen einlösen zu können. Daher suchte er seinem prinziplichen Korrespondenten es klar zu machen, daß keine noch so vorzügliche theoretische Auseinandersetzung bewirken könne, daß alle aufsteigenden Zweifel für immer verstummen. Er berief sich zu diesem Zweck auf ein altes Wort, daß die Einfachheit das Siegel der Wahrheit sei. Auch den weisen König Salomon zitierte er für sich, einen Ausspruch desselben anführend, daß Gott die Menschen einfältig geschaffen habe, aber sie suchen viele Künste. Es sei unser aller Fehler, es falle uns schwer, zu glauben, daß das Größte so einfach zusammenhänge. Auch Goethe mußte daran glauben, denn auch diesen führte er gleichsam als Eideshelfer an mit dem Satz, man müsse an die Einfalt glauben lernen. Er schloß

sein Plaidoyer in eigener Sache mit dem etwas mysteriösen Hinweis: „Also auch an das, was wir wissen sollen und wirklich wissen, müssen wir glauben, wie wir an ein großes Glück glauben müssen, das wir noch für unmöglich halten, wenn wir es schon vor Augen sehen.“

An dieser Stelle dürfte es von Interesse sein, Schelling selbst über seine Stellung als philosophischer Lehrer des Kronprinzen in den Briefen an treue Freunde sich äußern zu hören. So schreibt er z. B., unmittelbar nach Antritt seines Dozentenpostens an seinen Freund Beckers — München, den 25. Dezember 1835 —, daß er um Entschuldigung bitten müsse, weil er ihm solange nicht geschrieben habe. Neben den vielen Beschäftigungen, die ihm obliegen, sei der Grund zu seinem Schweigen auch der gewesen, daß er seit Anfang Dezember dem Kronprinzen Vorträge zu halten habe. Es bereite ihm nun große Freude, mit „diesem geistvollen, ungemein fähigen, bis jetzt wenig gekannten Kronprinzen in ein solches geistiges Verhältnis gekommen zu sein“\*). Ferner bemerkt er in einem Briefe an seinen Freund Professor Brandis — München, 9. Februar 1840 —, daß der Kronprinz „ihm seine lieben und gnädigen Gesinnungen immer unverrückt bewahrt habe“.

In diesem Sinne äußert er sich auch in einem Schreiben an Bunsen (München, den 12. August

\*) Aus „Schellings Leben in Briefen“, 3. B., Leipzig, 1870, S. 118.

1840\*): „... Ich habe über 30 Jahre einem Land und zwei Königen gedient, die mir beide gütige und wohlwollende Herren waren. Ein Verhältnis, das solange gedauert, läßt sich nicht ohne Aufsehen und ohne Schmerz aufgeben, es dürfte sich nur auf die sanfteste Art lösen.“ Bezeichnend ist auch die nachstehende Äußerung in einem Briefe an den schon genannten Brandis (München, den 29. Juni 1841), also lautend\*\*): „... Sie kennen den Kronprinzen nicht, wie ich ihn kenne, der ich eine Reihe von Jahren in vertrautem Verhältnis Zeuge war von der Offenheit seines Gemütes, seiner Begeisterungsfähigkeit für den höheren Zweck des Lebens überhaupt und des Herrscherberufes insbesondere, für jede lichtvolle und erleuchtende Idee, Zeuge der Proben, welche seine Gesinnung bestanden, unter welcher sie sich gleich geblieben ist, und mir — dem zu glauben höchst langsam gewordenen — ein unbedingtes Vertrauen auf unverwüßliche Dauer eingelegt hat.“

Mag hier schließlich noch ein Satz aus einem Briefe Schellings an Professor Dorf Müller, Berlin, 28. September 1843, wiedergegeben werden, worin der Brieffschreiber über das Ergebnis seiner kürzlich stattgefundenen philosophischen Unterhaltungen

\*) „Chr. C. Jos. Freiherr v. Bunsen“, Deutsche Ausgabe von Rippold, S. 233 und „Schellings Leben in Briefen“, Seite 155 ff.

\*\*) „Aus Schellings Leben in Briefen“, S. 164.

mit dem Kronprinzen berichtet: „... Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß ich die Zeit des letzten Aufenthaltes in München benützt habe, um den Kronprinzen noch einmal ab ovo und freilich tiefer, als ich es früher gekonnt (denn es ist unglaublich, welche Fortschritte dieser Herr durch eigene Bemühung während meiner Abwesenheit gemacht hatte), die Prinzipien der negativen und positiven Philosophie zu seiner großen Genugthuung vorzutragen. Ich habe bei dieser Gelegenheit, und damit er sonst jemand habe, bei dem er sich Rats erholen könne, Sie ihm genannt und dringend empfohlen. Der Kronprinz hat mir zum Dank und Andenken sein Bildnis (auch als Kunstwerk von hohem Wert) geschenkt und hierher geschickt. Gott erhalte den trefflich gesinnten Fürsten.“



### Des Kronprinzen Maximilian freundschaftliche Beziehungen zu Schelling.

Schelling wurde von Jahr zu Jahr immer mehr der innige und vertraute Freund und Ratgeber des Kronprinzen und zwar nicht allein in philosophischen, sondern auch in vielen anderen Fragen. Zu dem Denker und Menschen fühlte sich Maximilian eben magisch hingezogen, und es gereicht dem ersten zum ewigen Ruhme, daß er seine so mächtige und einflußreiche Stellung zu dem Thronerben nie mißbrauchte, sondern daß er im Gegenteil allezeit bemüht war, das empfängliche Herz des Prinzen für alles Schöne, Edle und Gute zu begeistern und vor allem ihn auf seinen zukünftigen Beruf als gerechter, menschenliebender und vorurteilsloser Herrscher vorzubereiten. Man darf wohl behaupten, daß ohne Schellings Unterweisungen und persönliche und briefliche Rat schläge Maximilian nicht jener hochgefeierte und hochverdiente Marc Aurel auf dem Thron Bayerns geworden wäre, trotz des ihm angeborenen Adels der Gesinnung und der ihm innewohnenden Menschen- und Nächstenliebe. Sicherlich hätte er der Wissenschaft nicht mit solcher Ausdauer, Wärme und Aufopferung die schönsten Jahre seines Lebens geweiht, wie er dies unter dem Einfluß Schellings getan hat. Man

kann nur unterschreiben, was Ludwig Trost in seinem schon angeführten „Briefwechsel zwischen König Maximilian II. von Bayern und Schelling“\*) in dieser Beziehung sagt: „... Ueberzeugungsvoll und als großer, weitschauender Denker tritt uns Schelling in seinen Briefen entgegen. Seine Ratschläge sind getragen von aufrichtiger Liebe und Treue, sei es, daß er als Lehrer den Kronprinzen über philosophische Bedenken hinwegführt, sei es, daß er als Freund seine Meinung ausspricht über alles, was des Königs Denken und Fühlen bewegt und in dessen Briefen zum vertrauensvollen Ausdruck kommt.“

Es war daher natürlich, daß der Kronprinz immer, wenn es galt, über namhafte wissenschaftliche Persönlichkeiten, über die Schelling in Folge seiner Tätigkeit und im Rahmen seines Einflusses ihm Aufschluß geben konnte, auf ihn wandte, und daß dessen Empfehlungen aus dem Grunde maßgebend für ihn waren, weil er genau wußte, daß der Philosoph einen durchaus rechtschaffen Charakter besaß und nichts anderes wollte, als ihm Dienste zu erweisen. Als es z. B. galt, einen Kabinettsrat am Hofe des jungen Königs Otto von Griechenland, des Bruders Maximilian, zu ernennen, fiel in Folge der Empfehlung Schellings die Wahl auf den bereits genannten Professor Chr. August Brandis, den treuen Freund unseres Philosophen. Dieser entfaltete bei diesem Anlaß seine

\*) Seite 7.

ganze nicht geringe diplomatische Gewandtheit, um den Wünschen seines gnädigsten Herrn nachzukommen. Amüßant ist z. B., wie er in einer Zuschrift aus Augsburg, den 28. September 1836, dem etwas schüchternen und zaghaften Professor es beizubringen sucht, daß seiner etwas schwachen Konstitution der griechische Himmel sehr zuträglich sein werde, und wie er das treffliche Gemüt und die sonstigen glänzenden Eigenschaften des jungen Königs Otto preist. „... Es ist ein großer Beruf,“ so schreibt er wörtlich, „der sich Ihnen darbietet, ein solcher zugleich, auf den alle besonderen Richtungen und Erfahrungen Ihres Lebens so zusammengezielt, daß ich zu sagen wage, es scheint mir ein Ruf der Vorsehung selbst, die Sie einst nach Rom, die Sie in eine diplomatische Laufbahn, die Sie zu Niebuhr, die Sie dann zu den stillen, einsamen Beschäftigungen mit allen Tiefen der Philosophie und der Wissenschaft führte.“

Sehr erfreut war später der Kronprinz, daß sich Brandis als Kabinettsrat des Königs Otto bestens bewährte. Auch die Berichte, die der Chef des Kabinetts nach Jahren an den Kronprinzen über die griechischen Verhältnisse sandte, gefielen diesem ausnehmend. Er ließ durch Schelling an Brandis seinen Dank abtatten.

Dem „hochverehrten treuen Freund“, wie Schelling Brandis nennt, teilt er einen Brief des Königs Otto von Griechenland mit, worin dieser sich über Brandis sehr beifällig äußert, und fügt die Worte

hinzu: „... Ich glaube mich in der Bedeutung nicht zu irren, und kenne zu gut den Ernst der zu Grunde liegenden Gesinnungen, als daß ich mich nicht für befugt ansehen sollte, an Sie die Frage zu richten: wäre es Ihren Lebensabsichten entgegen, und finden Sie nicht in früheren und seitdem gewonnenen Ansichten Gründe, die Ihnen ein Verhältnis, das von den bedeutendsten und segensreichsten Folgen sein müßte, erwünscht machen könnte? Wie glücklich wäre ich, dem geliebten Kronprinzen sagen zu können, gnädigster Herr, Brandis wäre — ich habe Ursache, es zu denken — nicht abgeneigt, an die Stelle zu treten . . . von solcher Wichtigkeit für alle Folgezeit wie für Deutschland scheint mir die Sache, daß ich Sie um deren ernsteste Erwägung bitte. Indes, lassen Sie die Antwort nicht zu lange anstehen. Alles, was äußerlich ist bei der Sache, würde sich auch wegen des nahen, innigen Verhältnisses zu dem Kronprinzen und dem König Otto leicht und einfach vermitteln.“

Prinz Maximilian, der seinen Bruder, den König Otto von Bayern, 1841 in Athen aufsuchte, unterließ es nicht, auch aus der Hauptstadt des klassischen Hellas an seinen Telemach zu schreiben und ihm herzlichste Grüße zu übermitteln. Aus diesen Zuschriften weht uns der ganze sonnige Himmel einer antiken Welt entgegen. Er schreibt ihm selbst, daß sein Gemüt blau und wolkenlos wie der blaue Himmel Athens gewesen. Er habe sich dort so froh und glücklich gefühlt, wie lange nicht.

Natürlich benutzte der Meister alle bedeutsamen Anlässe in der Familie seines Schülers, wie z. B. Geburtstage, Verlobungsfeste und sonstige Familienfeierlichkeiten, um ihm in den aufrichtigsten und oft poetischen Worten seine Huldigung zu Süßen zu legen. Aber auch der Kronprinz unterließ es nicht, der jeweiligen Erinnerungstage in dem Leben Schellings zu gedenken und ihm seine Glückwünsche in einer den Philosophen wie den Menschen gleich ehrenden Form zu übermitteln. Mögen hier nur einige diesbezügliche Kundgebungen wiedergegeben werden.

Einen Tag vor dem Geburtstage des Thronfolgers, München, 27. November 1837, gratuliert ihm Schelling mit den Worten, daß, da es ihm krankheits halber nicht vergönnt sei, seine untertänigsten Glückwünsche persönlich darzubringen, so möchte er geruhen, den schwachen schriftlichen Ausdruck derselben zu genehmigen. Sein Herz sei voll, wenn er an seine königliche Hoheit denke. Seine innigsten Wünsche seien für das Glück des hohen Herrn und für alles, was damit im nächsten Bereiche und weit über demselben hinaus zusammenhänge, nicht bloß jetzt, sondern allezeit, wie es zu seinem Wesen gehöre, wie denn überhaupt ein Teil seiner Glückseligkeit es sei, so viel er es vermöge, ihm zu dienen.

Auch aus der Ferne, so z. B. aus Berlin, sandte der Philosoph dem Kronprinzen seine Gratulationswünsche zum Geburtstage. Dies war z. B. am 22. November 1841 der Fall. In seinem ehrfurchtsvollen Schreiben bittet Professor Schelling, daß seine

Zeilen Zeugnis für seine Gesinnung ablegen und bei dem Thronfolger die Versicherung bringen mögen, daß er auch abwesend nicht unterlassen werde, diesen Tag festlich und mit den innigsten Wünschen für das Wohl und Glück seines gnädigen Herrn zu begehen, sich dabei zugleich aller Huld und Gnade desselben erinnernd.

Kronprinz Maximilian war ein dichterisch hochbegabter Mann gleich seinem Vater, König Ludwig I. von Bayern, und es zeugte stets von seinem großen Vertrauen, wenn er das eine oder andere Poem aus seiner Feder jemand schriftlich anvertraute bezw. ihm widmete. Dieses Vorzugs durfte sich auch Schelling erfreuen. Als er dem Monarchen wieder einmal zu seinem Geburtstage aus München, 28. November 1840, gratulierte, nahm er auf diese Gedichte des erlauchten Verfassers bezug, indem er ihm schreibt, daß er, um sich zu innerer festlicher Begehung des Wiegenfestes seines hohen Schülers auf die würdigste Weise einzuweihen, an jenem Tage die ihm huldvoll gegönnten Poesien wieder gelesen habe. Bei diesem Anlaß haben seine Gedanken und Empfindungen sich an Alexander, an Karl, an Peter und andere Großen gerichtet und habe er sie Seiner Königlichen Hoheit Zukunft geweiht, mit der er sich so oft und innig beschäftige. Wahrhaft würdevoll und von un-leugbar innerer Begeisterung erfüllt sind die nachstehenden Worte, die er an das Geburtstagskind richtet: „ . . . Eurer Königlichen Hoheit

sind andere Vorbedingungen gegeben als jenen Unsterblichen, aber auch mit scheinbar geringeren Mitteln, nur um so ruhmvoller, wird Unsterbliches geleistet, ruhmvoller auch darum, weil sie mehr geistiger Art sind und auf ein weit vorgeschrittenes Zeitalter wirken. Die erste Bedingung hierbei ist ein stufenmäßiges Fortschreiten, dessen Glieder so fest zusammenhängen und ineinandergreifen, daß je eines die Voraussetzung und Grundlage zum folgenden wird. Eure Königliche Hoheit haben für ein solches den Sinn, den Geist und den Willen. Da kann ein treugesinnter Mann höchst Ihnen zum heutigen Tage nichts Besseres erfliehen, als daß Eurer Königlichen Hoheit auch von außen alles werde, was nötig ist, um mit völliger Ruhe jenes Leben aufzubauen, das Ihr Inneres erfüllt, das allein einem Streben wie dem Ihrigen genügen kann.“

Besonders innig und rührend ist das Geburtstagshuldigungsschreiben Schellings an den Kronprinzen, datiert aus Berlin, 23. November 1845. Dort führt der Schreiber aus, daß der Tag, an dem sein erlauchter Schüler das Licht der Welt erblickt habe, ein Festtag für ihn und die Seinigen und für alle, die es mit Deutschland wohl meinen, ein Tag der weit ausgreifendsten Hoffnungen sei. Er flehe den Himmel an, daß er seinem gnädigen Herrn Gesundheit, Kraft und stets frischen Mut erhalte, denn den Geist, das Herz und die Gesinnung, Gottes Wille zu verstehen und ihn zu tun, habe er ihm längst auf eine Weise gegeben, die nicht zweifeln

lasse, daß sie ihm für ein ganzes, großes und schönes Leben bewahrt bleiben würde.

Ich habe schon erwähnt, daß auch der Kronprinz es nicht unterließ, vielfach seinen Lehrer zu seinem Wiegenfeste zu beglückwünschen. Dies tat er auch von Bamberg aus, am 10. Februar 1844. Es heißt in der Zuschrift u. a., daß er seinem verehrten und geliebten Lehrer seine besten Wünsche zu seinem jüngst verfloffenen Geburtsfeste ausdrücken wolle. Mit starker Teilnahme habe er in den Blättern die Feier gelesen, mit der dieses Geburtstagsfest begangen worden sei, woran nicht bloß die Jugend, sondern auch die ausgezeichnetsten Männer teilgenommen haben, denn alles Gute und Schöne, das ihm widerfahre, erfreue ihn aufs innigste. Es sei ihm eine große Freude gewesen, bei seiner letzten Reise durch Erlangen Schellings dort angestellten Sohn kennen gelernt zu haben. Er habe ihm gefallen, und er hoffe, daß der Vater noch viel Freude an ihm erleben werde.

Daß der Kronprinz des Geburtstages Schellings fast immer so gnädiglich gedachte, gereichte diesem zur höchsten Genugthuung, und er wurde nicht müde, seinem erhabenen Gönner für seine so wohlwollende Gesinnung zu danken.

Auf die Nachricht, die Kronprinz Maximilian ihm als einem der Ersten mitgeteilt hatte, daß er sich mit der Prinzessin Marie von Preußen verlobt habe, beeilte sich der Philosoph, dem Bräutigam seine herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln. Von

der fürstlichen Braut, die Schelling persönlich bekannt war, entwirft er in einer Zuschrift, Berlin, den 13. März 1843, die folgende anziehende Schilderung: „Der Geist sagt mir, daß in solcher Lieblichkeit und Anmut, für die ich vergeblich den Ausdruck suche, Ihrer Königlichen Hoheit das höchste Glück Ihres Lebens zuteil werde, und daß ihr reicher Geist, ihr herrliches Gemüt und alles, was es tief Liebevolleres in sich hat, in dieser reinsten, zur höchsten Schönheit reisenden Seele den vollsten Wiederklang finden werde. Nun könnte ich ruhig dahingehen, nachdem ich diese große Lebensfreude für meinen innigst geliebten und aufs tiefste verehrten Herrn so glücklich gelöst sehe.“

Sehr wohlthuend berührte das Herz des hochsinnigen Kronprinzen die Bemerkung Schellings in seinem Briefe aus Berlin, 14. August 1842, wie ungemein erfreulich es sei, daß der Thronerbe lediglich dem Zuge seines Herzens gefolgt sei und eine Neigungsehe zu schließen gedenke. Diese Verbindung sei ein Beispiel dafür, daß noch immer, auch in den höchsten Kreisen, aus inniger durch Religion geweihter Liebe und Verbindung der Gemüter ein goldenes Weltalter erblühen könne. Welch eine Tatsache, daß der Erbe des bayerischen Thrones bei dem öffentlichen und aus dem innersten Herzen abgelegten Religionsbekenntnis der evangelischen Prinzessin, seiner Braut, nicht als gleichgültiger und kalter, sondern als teilnehmender und selbstbewegter Zeuge zugegen gewesen sei! Welcher Blick in

die Zukunft! Er sehe schon die Tage kommen, wo alle Spannungen, die jetzt noch zum Teil die sonst so schönen Verhältnisse verdüstern, gelöst, und wo sie alle in dem Gedanken einig sein werden: Wenn nur Christus verherrlicht wird!

Froh bewegt erwiderte der Kronprinz aus Fischbach, den 23. August 1842, daß die Glückwünsche und die väterliche Teilnahme seines „besten Freundes“ sein Herz und sein Gemüt bewegt hätten. In der That gehöre die Brautzeit zu der schönsten seines Lebens; im Kreise so herrlicher Menschen verlebt und in so freundlicher Gegend, sei ein Vorgeschmack der Seligkeit, die uns jenseits erwarte. Erhebend sei es für ihn gewesen, der Einsegnung seiner geliebten Braut beiwohnen zu können. Möchte der Himmel geben, daß Schellings Vorhersage in Erfüllung gehe, und daß man noch die Tage erleben könnte, wo alle unglücklichen Spannungen gelöst, und man in der Verherrlichung Christi die gemeinsame Aufgabe erkennen würde. Kein Tag vergehe, wo der Kronprinz und die Seinigen nicht des Philosophen und Lehrers in Liebe gedenken. Schellings Vorlesungen habe er mit auf Reisen genommen, um sich stets an ihnen zu erwärmen und zu kräftigen an dem gewaltigen Geist, der sie durchdringe.

Natürlich fehlte eine in den wärmsten und ehrfurchtvollsten Ausdrücken gehaltenes Huldigungsschreiben Schellings nicht, als es galt, seinen gnädigsten Herrn zu dessen Vermählung zu beglückwünschen. Er nennt den Vermählungstag heilbringend

für Tausende, er sei ein Festtag für das ganze Bayern. Sein Geist sei bei dieser ehelichen Verbindung zweier füreinander schlagender Herzen, und seine Gebete, die den Kronprinzen auf seinem ganzen Lebenswege begleiten, erflehen inbrünstiger als je alles höchste und tiefste Glück des Lebens für ihn und die teure Prinzessin vom Himmel.

Für jede Aufmerksamkeit, die Schelling dem Kronprinzen erwies, zeigte sich dieser in hohem Grade dankbar. Als z. B. die Bayerische Akademie der Wissenschaften ihn auf Vorschlag Schellings zum Ehrenmitgliede erwählte, war er durch diese ehrende Auszeichnung sehr gerührt und er erblickte darin den Ausdruck des Wohlwollens seines Lehrers. Er schrieb ihm, daß er sich jederzeit glücklich schätzen werde, wenn ihm irgendwie Gelegenheit geboten werden sollte, seine Teilnahme an jenem ehrwürdigen Institut zu betätigen.

Ein Jubeltag im Leben Schellings war, als ihm der König im Jahre 1843 als kleines Zeichen seiner Liebe und Verehrung sein Bildnis dedizierte. In seinem aus Berlin, den 9. August 1843, datierten Dankbriefe schreibt er, daß seine Augen sich mit Tränen gefüllt haben, als ihm die lieben, ihm so teuren Züge so vollkommen im Akt wiedergegeben erschienen seien. Ja, das sei er, so sagte er sich, der herrliche Kronprinz in der ganzen geistvollen Liebenswürdigkeit seines Wesens, festgehalten im Akt des schnell fassenden Denkens, wie er ihn in den schönsten und begeistertesten Momenten ge-

sehen. Und dieses lebensvolle, auch als Kunstwerk bewundernswerte Bildnis würde er besitzen als Geschenk seiner Huld. Wie er, der Kronprinz, in den wissenschaftlichen Unterredungen mit ihm seiner hohen Stellung vergessen habe und nur menschlich dem Menschen gegenüber getreten sei, so wolle der hohe Schüler auch, daß der Lehrer in dem Bildnis nicht den Kronprinzen, sondern nur den geistig zu ihm Redenden, geistig Befreundeten sähe, und so ein reines Bild der unvergeßlichen in wissenschaftlicher Beschäftigung mit ihm verlebten Stunden ihm bleibe. Der Anblick habe ihn so überwältigt, daß er, in die Zukunft fortgerissen, geweis sagt habe: Diesem mit geist- und herzugewinnender Güte gleich hochbegabten Herrn werde es gelingen, Geister und Herzen zu beherrschen und mit sich fortzureißen. Es sei ihm unmöglich, alle Empfindungen wiederzugeben, die bei dem Anblick des herrlichen Bildes durch seine Seele gegangen seien und die die Vergangenheit und Zukunft ihm fast gleich lebendig gegenwärtig haben. „Gott lohne Eurer königlichen Hoheit jetzt und immer den Trost, der sich mit diesem Geschenk über das Herz Ihres alten treuen Dieners ergossen, der, wenn Hand und Mut ihm sinkt, sich durch diesen Anblick aufrichten wird, um noch zu erfüllen, was Eurer königlichen Hoheit Güte von ihm erhofft und erwartet.“

Nichts Angenehmeres und nichts Lieberes konnte sich der Kronprinz denken, als die Freude, die Schelling durch dieses ihm zuteil gewordene Ge-

schenk empfand. Er schrieb ihm aus Hohen- schwangau, 16. November 1843, daß er sich glücklich schätze, seinem verehrten, geliebten Lehrer und Freund auch nur die kleinste Freude bereiten zu können. Er sei ihm so recht ans Herz gewachsen.



## Kronprinz Maximilian im Kampf um Schelling. Hie München! Hie Berlin!

1831 war Hegel, der Jahrzehnte hindurch die Berliner Universität, die öffentliche Meinung und den Geist der Zeit wie ein souveräner Diktator des Denkens beherrscht hatte, an der Cholera gestorben. Wenn auch der riesige Einfluß, den er ausübte, nicht gleich nach dem Ableben des Philosophenhäuptlings aufhörte, so schwand er doch allmählich. Hierzu kam noch der Umstand, daß die Romantik und die Mystik, wie sie Schelling vertrat, sich in den weitesten Kreisen Bahn brach, unterstützt von der Strömung der Zeit und von Professoren, wie Steffens und Stahl, dem bekannten rechtsphilosophischen Jünger Schellings, der als Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Berlin Vorträge hielt, in denen er dem durch die Hegelsche Philosophie eingeführten Rationalismus den offenen Krieg erklärte, die bekannte Parole ausgebend: Die Wissenschaft muß umkehren! — Aufs Mächtigste gefördert wurde der Schellingianismus ferner durch König Friedrich Wilhelm IV., der seit 1840 den Thron Preußens bestiegen hatte. Dieser Romantiker auf dem Thron der Cäsaren wollte von dem rationalistischen Hegeltum nichts wissen,

und er tat alles, was nur in seinen Kräften stand, um den Lehrstuhl der Philosophie mit dem unterschiedensten Gegner Hegels zu besetzen. Niemand schien ihm für diesen Posten geeigneter zu sein als der gefeierte Schelling. Derselbe hatte ja, wie einer seiner Gegner damals beißend bemerkte, den persönlichen Gott in der Tasche, in seinem Hefte, in seinem Pult\*)

Nun galt es, auf geschickte und vorsichtige Weise sich der Zustimmung Schellings zu seiner etwaigen Berufung nach Berlin zu versichern. Der Gelehrte und Diplomat Josias Freiherr von Bunsen, der vertraute Ratgeber Friedrich Wilhelms IV., wurde damit beauftragt, bei dem Münchener Professor vorsichtig zu sondieren, und Bunsen entledigte sich seiner Mission unleugbar mit großem Geschick. Zunächst schrieb er aus Hübner, den 1. August 1840, vertraulich an Schelling, ihm davon Mitteilung machend, daß der König von Preußen in geheimer Weise ihm, Bunsen, den Befehl erteilt habe, den Münchener Philosophen zu bitten, Berlin und der Berliner Universität angehören zu wollen. Es handle sich bei dem Monarchen nicht etwa darum, die erste Universität seines Reiches mit dem glänzenden Namen des ersten Philosophen der Nation zu schmücken, es sei vielmehr hier ein ganz anderer Grund vorhanden, um dessentwillen der neue Herrscher

\*) Schelling und die Philosophie der Romantik von Ludwig Noack, 2. Teil, Berlin 1859, Seite 264

Preußens ihn mit diesem Auftrage beehrt und ihm befohlen habe, mit ihm darüber unverzüglich zu verhandeln. „Der König fühlt,“ so schrieb er ihm wörtlich\*), „noch tiefer und stärker, denn er als Kronprinz empfand, das Elend, worin Stillstand und Versumpfung alles realen Lebens in Staat und Kirche, und der Uebermut und Fanatismus der Schule des leeren Begriffes das teure Vaterland gestürzt. Er hat es längst erkannt und empfunden, wie diese vereinten Umstände in einem Teile des jüngeren Geschlechts eine zersetzende und zerstörende Kraft entwickelt haben, die an längst durchgekämpft geglaubte Zeiten und Gefahren erinnert. Er bedachte — um mich seiner eigenen, noch vor wenigen Monaten brieflich ausgesprochenen Worte zu bedienen — „die Drachensaat des Hegelschen Pantheismus, der flachen Zucht, deren Ernte in jene Tage fallen muß.“ Allein daneben gewahrt und begrüßt er auch freudig die Reste eines hohen geistigen Schwunges der Nation und die Zeichen der Empfänglichkeit des heranreifenden Geschlechts für die Verwirklichung dessen, was damals, was seit dreihundert Jahren angestrebt wurde. . . . Er wünscht Sie an seiner Universität als den Lehrer der Zeit, weil er weiß, daß ein ganzes Geschlecht, Jünglinge und Männer, aus allen Stämmen und Gauen Deutschlands, deren Schwung nur gelähmt,

\*) Chr. C. J. Freiherr von Bunsen, Deutsche Ausgabe von Rippold, Leipzig 1869, 2. Band, S. 133.

deren Begeisterung nur gefesselt war, dieses Lehrers harrt, daß das ins Stocken geratene Leben der Wissenschaft nur des befruchtenden Anregens vom Meister bedarf, um kräftig aufzuspießen. Er beruft Sie also nicht zu einer von ihm oder Ihnen selbst gewählten Stellung, sondern er ladet Sie ein, er fordert Sie auf, die Stellung einzunehmen, welche Gott Ihnen in Ihrer Zeit für das gesamte Vaterland gegeben hat. Das zu tun, werden Sie gewiß eines großen Entschlusses und selbst schwerer Opfer wert erachten.“

Schelling war über den ihm gewordenen Antrag nicht wenig überrascht, aber zugleich auch in Verlegenheit: Zwei Seelen wohnten, ach, in seiner Brust; die eine hing krampfhaft an Bayern und an seinem geliebten Kronprinzen, denen er so viel Dank schuldig war, und die andere sehnte sich nach einem umfassenden, seinen Ehrgeiz in jeder Beziehung befriedigenden Wirkungskreis, in einer Stadt, wohin er voraussichtlich als Triumphator einzuziehen gedachte. Hätte er nur der Stimme seines Herzens zu folgen brauchen, so hätte er allen Lockungen gewiß widerstanden; aber die Sirenen des Ehrgeizes übertönten sein Gewissen.

„Schwachheit, dein Name ist Weib“, sagt Shakespeare, doch kann dieser Satz variiert werden: „Schwachheit, dein Name ist Mensch.“ Auch der Mann, und selbst der höchststehende und geistig gewaltigste, ist diesem Los aller Sterblichen unterworfen.

So sehen wir denn, daß Schelling seinen Versuch nicht glatt abwies, sondern sich mit ihm in Unterhandlungen einließ. Zwölf Tage darauf erwiderte er Bunsen, dem „hochgeehrtesten, teuersten Freund“, daß er aufs tiefste gerührt von den freundschaftlichen Gesinnungen sei, die Bunsen für ihn hege. Ihm, Schelling, fehle es nicht an bestem Willen, die Wünsche des Unterhändlers des Königs von Preußen zu erfüllen, aber könne er, wie das Herz wünsche? Ganz abgesehen davon, daß eine so mächtige Umkehr der Denkweise und Ueberzeugung, als seine Vorträge in Berlin bewirken mußten, er noch so spät im Leben persönlich nicht auf sich nehmen könne, da ruhigere Empfindungen ihm ein Bedürfnis seien, stehe der Erfüllung des Wunsches des preußischen Monarchen auch die Rücksicht auf Bayern, dessen König und den Kronprinzen entgegen. „Sagen Sie Ihrem gnädigen Herrn, in dem ich den künftigen Trost Deutschlands sehe, dem mein Herz und mein Innerstes angehört“, so schreibt er wörtlich, „auch wenn ich äußerlich nicht zu den Seinen zähle, daß, wenn ich zweifele, zaudere, so liege es nicht an meinem Willen, sondern im Gegenteil an der Furcht, meinem Willen zu folgen. Die Weisheit des Königs, der ich unbedingt vertraue, wird ermessen, ob bei der Ungewißheit der Dauer eines so weit vorgeschrittenen Lebens, einer zwar noch kräftigen, aber den Einwirkungen eines nördlicheren Himmels, eines bewegteren und angestregteren Lebens vielleicht

weniger widerstehenden Gesundheit, es noch der Mühe wert ist, an mich zu denken . . . mich so spät am Abend noch in den Weinberg zu berufen. Ich selbst kann nichts wünschen, nichts vorschlagen, es muß alles vom reinen freien Willen des Königs ausgehen, in dem ich allein den höheren zu erkennen vermöchte, dessen gewiß zu sein allein meine Ungewißheit beseitigen könnte.“

Schon aus dieser Antwort ist ersichtlich, daß der Wunsch, nach Berlin zu gehen und den durch Hegels Tod erledigten Thron der Philosophie zu besteigen, im Herzen Schellings feste Wurzeln geschlagen hatte, und er es dem König überließ, die richtigen Wege und Mittel zu finden, um die Hindernisse, die sich einer evtl. Berufung des Münchener Professors entgegenstellen würden, aus dem Wege zu räumen, davon überzeugt, daß es der Tatkraft und der geschickten Politik des Königs von Preußen schließlich gelingen würde, dieses Ziel zu erreichen.

Wie vorsichtig und geheimnisvoll nun auch die Verhandlungen mit Schelling geführt wurden, so konnte doch das Mysterium nicht lange gewahrt bleiben. Der Kronprinz Maximilian erhielt die erste Kunde, daß es mit dem lange vorbereiteten Projekt nun ernst werden sollte, in Athen, wo er damals bei seinem Bruder, dem König Otto von Griechenland, weilte, durch eine Mitteilung seines Vaters, des Königs Ludwig I. Er war wie vom Donner gerührt, als er die Möglichkeit erwog, daß

dieses Projekt verwirklicht werden könnte. Er, der offene, gerade, schlicht denkende und ernste Königssohn, der treu und unerschütterlich vertrauend bis in den Tod war, konnte es nicht begreifen, wie eine Sinnesänderung des von ihm gehätschelten und fast in den Himmel gehobenen Mannes stattfinden könnte!

Von jenem Augenblick an war der Thronfolger mit aller Kraft bemüht, den Geheimrat von Schelling zu beeinflussen, d. h. ihn durch sanfte Vorstellungen, liebevolle Mahnungen und nachdrückliche Beteuerung der Freundschaftsgefühle, die er für ihn empfand, zu bewegen, in München zu bleiben und sich nicht nach Berlin locken zu lassen. Und als ihm dies dennoch nicht gelang, weil Schelling trotz aller Versicherungen des Gegenteils in der „Stadt der reinen Intelligenz“ allein seine Seligkeit zu finden hoffte, suchte er wenigstens zu retten, was zu retten war, d. h. den Philosophen dazu zu bewegen, daß er, nachdem er einige Zeit in Berlin geweilt und an der dortigen Universität Vorlesungen gehalten habe, wieder nach Har-Athen zurückkehre.

Dieser Kampf Maximilians um den viel umworbenen Schelling war ein hochinteressanter; das Feldgeschrei hieß nun: Hie München! . . Hie Berlin!

Sofort nach Empfang der gemeldeten Nachricht schrieb Maximilian aus Athen, den 12. Februar 1841, an seinen „lieben Geheimen Rat“, daß er es nicht glauben könne, daß er, sein lieber, verehrter Freund und Lehrer, Bayern und seinen mit

kindlicher Innigkeit und Liebe an ihm hängenden Schüler so plötzlich verlassen wolle. Rührend ist die Frage des Thronfolgers: „Sagen Sie, was haben wir getan, um dieses zu verdienen?“ Können er in Preußen treuere, ihm ergebenere Herzen finden als in Bayern, in einem Lande, über das so lange die Sonne seines Geistes erleuchtend und erwärmend geschienen, und auf dessen Boden er tausendfältige Saat ausgestreut? Wollte er sie denn nicht reifen sehen? Möglicherweise werden sich ihm auch in Preußen schöne Aussichten des Wirkens und Nützens eröffnen. Doch dürfte er nicht vergessen, daß ein Herz wenigstens in Bayern schlage, in dem keines seiner Worte verloren gegangen sei, noch je verloren gehen werde, daß er das von ihm Empfangene als eine heilige Schuld betrachte, die abzutragen die Aufgabe seines Lebens sein werde. Was er ihm, dem Kronprinzen, tue, das tue er nicht nur dem deutschen Vaterlande, sondern, wenn Gott ihm helfe, auch dem gesamten Reiche des Geistes, der Welt. Sein Herz sei so voll und so schmerzlich bewegt, daß er weiter nichts sagen könne, doch dürfe er überzeugt sein, daß er nirgends, weder in Hütten noch auf Thronen, ein Herz finden werde, das ihn mit innigerer, jugendlicherer Begeisterung liebe und verehere als das seines treuen und ewig dankbaren Schülers Maximilian.

Inzwischen war ein Brief Schellings vom 31. Januar 1841 an den Kronprinzen eingelaufen, worin er ihm mitteilte, daß es ihn schmerzen würde, wenn

der Kronprinz eine sein Verhältnis zu Bayern berührende Kunde durch irgend jemand eher als durch ihn selbst erhalten sollte. Er besile sich daher, seinem gnädigsten Herrn die Nachricht zukommen zu lassen, daß sich Umstände und Verhältnisse ergeben haben, die seinen Weggang aus Bayern nach Berlin, wo ihn der König von Preußen auf „höchst gnädigste und dringende Weise“ berufen habe, in Aussicht stelle. Wie alles dies so gekommen, lasse sich in einem Briefe nicht auseinandersetzen. Er habe den Unterhändler des Königs von Preußen über Schellings tiefe Anhänglichkeit an Bayern und das Königshaus keinen Zweifel gelassen. Noch sei seinerseits der letzte Entschluß nicht gefaßt, und es stehe noch bei ihm. . . . Unter allen Umständen werde er es beklagen, in der Lage gewesen zu sein, in der Sache ohne den Kronprinzen handeln zu müssen. Hoffentlich werden die Gesinnungen des fern von ihm weilenden Kronprinzen dadurch keine Veränderungen erleiden. Ohne die Hoffnung würde das Opfer, das eine Art von Schicksal von ihm zu heischen scheine, ihm ganz unmöglich fallen.

Bald darauf antwortete Kronprinz Maximilian gleichfalls von Athen aus, daß die empfangene Nachricht von der Absicht Schellings, nach Berlin übersiedeln zu wollen, für ihn eine Trauerkunde sei. Das einzig Tröstliche, was sein Brief für ihn enthalte, sei die Nachricht, daß er den letzten Entschluß noch nicht gefaßt habe. Er wünsche sich des Sturmes Flügel, um rasch über Meer und Berge zu seinem

lieben und verehrten Lehrer zu eilen, um ihm auch mündlich den Inhalt seines letzten Schreibens an das Herz legen zu können! Wie schmerzlich sei es für ihn gerade jetzt so weit von München zu sein, in einem Augenblick, wo es sich darum handele, ob Bayern den größten Gelehrten und er seinen besten Freund verlieren soll.

Wie tiefes Weh zuckt es in dem Brief des bayerischen Thronfolgers, wenn er an Schelling die Frage stellt, was ihn denn eigentlich bewege, seinen bisherigen Wirkungskreis zu verlassen? Sei es etwa der Ruf eines fremden, die Wissenschaft schätzenden Königs, den er als Wink der Dorsehung betrachte, auch in Preußen den in falscher Lehre Befangenen die Bahn der Erkenntnis zu zeigen? Sei denn sein Geist nicht gewaltig genug, daß er über die engen Grenzen des bayerischen Vaterlandes hinaus sich erstrecken könne, erleuchtend und siegreich, so weit die deutsche Junge reiche und noch weiter?! Müsse er deshalb das Land meiden, dessen Stolz er nun seit 37 Jahren sei, wo tausende tatkräftiger Herzen ihm freudig entgegenschlügen? Nein, das könne und dürfe nie und nimmer sein! Er zweifele gewiß nicht daran, daß er in Preußen eine ehrenvolle Aufnahme finden werde. Aber bei so viel verschiedenartigen Elementen knüpfen sich doch nicht so leicht jene Bande der Freundschaft und Liebe, die ihn an Bayern fesseln. Vielleicht kommen dann Augenblicke, wo er nicht ohne leises Bedauern an dasselbe zurückdenken würde, wenigstens doch

bei der Erinnerung der dort verwaist Zurückgelassenen. Stehe er auch zu hoch, als daß materielle Vorteile auf sein Gehen und Bleiben Einfluß hätten, so wäre es doch möglich, daß er Rücksichten auf seine Familie nehmen müßte. Nun in diesem Punkte könne er ihm die Versicherung geben, daß er es jetzt wie auch später es für seine schönste Aufgabe halten werde, seiner ganzen Familie die heilige Pflicht der Dankbarkeit abzutragen. Die Zukunft werde es lehren, daß dies keine leeren Worte seien. Er hoffe noch immer, daß er ihm nicht die schwere Kränkung zufügen werde, denn auch das Vaterland erlitt durch sein Weggehen Nachteile, und es würde ihm ein Schaden unheilbarer Natur zugefügt.

Der Kronprinz hätte mit Engelszungen reden können, . . . seine eindringlichste Beredtsamkeit half ihm nichts. Schelling wollte nach Berlin gehen, und sein Entschluß war unabänderlich. Selbstverständlich sagte er das seinem kronprinzlichen Gönner nicht geradezu, sondern suchte seinem Weggehen ein fadenscheiniges Mäntelchen von allerlei wunderlichen Gründen umzuhängen. Vor allem bemühte er sich, seinem Gönner plausibel zu machen, daß es gar nicht darauf ankomme, wo er, der Philosoph, lebe, da er doch ihm, dem Kronprinzen, überall angehöre, wo er immer sein möge, so lange nur ein Atem in ihm sei. „Wäre ich am Ende der Welt,“ so ruft er ihm emphatisch zu, „würde ich Ihrer Stimme folgen.“ Ferner hob er hervor, daß seit dem Tode des bayerischen Kultusministers von

Schenk es ihm in seinem Wirkungskreise geradezu unheimlich geworden sei. Auch der Tod des treuesten seiner ehemaligen Münchener Schüler, namens Papencordt, der noch sterbend seinen Namen gerufen, habe ihn sehr niedergebeugt. Bei allem Schmerz, die ihm die Trennung bereite, sei er doch verpflichtet gewesen, der an ihn ergangenen Einladung zu folgen, weil er in ihr einen göttlichen Ruf erkannt, den ganz außer acht zu lassen, sein Gewissen ihm verboten habe. Allerdings sehe er auch ein, daß er die bayerischen Dienste nicht ein für allemal verlassen dürfe, und deshalb werde er nur auf einige Zeit nach Berlin gehen, um der Sache, der Preußens edler König mit allen Kräften dienen wolle, zur Hilfe und zur Unterstützung zu sein. Aber dann wolle und werde er wieder zurückkehren. Wenn einige besonders klug sein wollende Köpfe in dem von ihm ergriffenen Ausweg nur einen sanften Uebergang zu gänzlicher Losagung von Bayern sehen möchten, so müsse er dieser Annahme widersprechen. Hoch und feierlich lege er das Gelübde vor Seiner königlichen Hoheit ab, daß es sein voller Ernst sei, sein Versprechen zu erfüllen.

„Nie werde ich,“ so lautete dasselbe, „fände ich auch in Preußen ein geistiges und leibliches Paradies, meine Entlassung von Bayern verlangen; so lange man hier mich will, und die Mühe mir gewährt, die für mich eine Lebensfrage ist, werde ich Bayern anhängen.“

Aber das sind Hoffnungen, was Entwürfe! — Der Wille war gut, aber das Fleisch war schwach. Wir wissen, daß Schelling nach Berlin ging, seine amtliche Wirksamkeit an der dortigen Universität begann und nie mehr als Dozent nach Bayern bezw. München zurückkehrte.

Der arglos denkende und fühlende Kronprinz nahm die Zusage Schellings, bald wieder den Staub Preußens von seinen Füßen zu schütteln und seine alten Beziehungen zu Bayern aufnehmen zu wollen, für bare Münze. Er dankte ihm in einer Zuschrift aus Athen, den 12. April 1841, mit gerührten Worten. Er nennt die Stunde, die ihm den ergriffenen glücklichen Ausweg in die Seele gab, eine gesegnete und spricht nur die Bitte aus, daß sein Aufenthalt in Berlin nicht gar zu lange währen möge. Nicht ohne Besorgnis sehe er ihn dahin gehen, nicht etwa deshalb, als ob er nach dem ihm, dem Kronprinzen, gegebenen Versprechen, an seiner Rückkehr ins Vaterland zweifeln könnte, sondern weil er als treuer Sohn Bayerns die Zukunft des Landes am Herzen trage, auf jeden Strahl des Geistes seines Meisters eifersüchtig sei, der einem anderen Lande, und sei es auch dem befreundesten, zukommen solle. Der Weg, den er für den einzigen halte, seinem geliebten Vaterlande eine bedeutende geistige Stellung in Deutschland anzuweisen, werde nunmehr durch die Anwesenheit Schellings in Preußen diesem Lande gezeigt und erleichtert und zu der materiellen Kraft auch noch die größere

Macht dieses Geistes hinzugefügt. Was bleibe da Bayern noch übrig!

Ade, ade, geschieden muß sein! . . . Der Kronprinz ließ seinen treuesten Freund und geliebten Lehrer von seiner Seite gehen, ohne ihm zu grollen; im Gegenteil, es spricht für den Adel seines Herzens, daß er in seinem an ihn gerichteten Abschiedsbrief aus Darmstadt, den 29. November 1841, auf sein Haupt den Segen des Himmels mit den Worten herabrufte: „Nicht ohne Bewegung schreibe ich heute diesen Brief, da ich ihn nach Berlin zu richten habe, Gott gebe, nicht auf lange Zeit. Der Allmächtige segne doch Ihr Wirken in Preußen. Im Geiste stehe ich Ihnen stets nahe.“

Die Ehrungen, die Schelling in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit als Professor an der Berliner Universität zuteil wurden, und die man geradezu als königliche bezeichnen konnte, taten dem Herzen des gütigen Kronprinzen wohl. Sie bestärkten ihn in der Auffassung, daß sein Lehrer der größte philosophische Denker jener Zeit war und daß alles, was er von dem Katheder herab verkündete, die Wahrheit des Evangeliums beanspruchen konnte. In der That war der Zubrang von Zuhörern, Jünglingen und Männern, zu den Vorlesungen des Nachfolgers Hegel so ungeheuer, daß viele durch die Fenster in den Hörsaal stiegen. Die Antrittsrede, die er „zur Beruhigung seiner

Zuhörer“ auch veröffentlichte\*), wurde in Deutschland so begierig gelesen wie eine Thronrede, und die Aehnlichkeit war auch groß genug: der Redner sprach mit vieler Würde von sich selbst, machte große Versprechungen und umging die Fragen, die ihn in Verlegenheit bringen konnten. Als ein Proben seiner Auslassungen mag hier nur der Beginn dieser philosophischen Thronrede des neuen Diktators auf dem Gebiete des Berliner Denkens mitgeteilt werden\*\*):

„Meine Herren! Ich fühle die ganze Bedeutung dieses Augenblicks, ich weiß, was ich mit demselben auf mich nehme. Wie könnte ich es mir selbst verhehlen oder wie Ihnen verbergen wollen, was durch meine bloße Erscheinung an dieser Stelle ausgesprochen und erklärt ist? Gewiß, meine Herren, hätte ich nicht die Ueberzeugung, durch meine Anwesenheit der Philosophie einen wesentlichen, ja einen größeren Dienst zu leisten, als ich ihr je früher im Stande gewesen zu leisten, so stünde ich nicht vor Ihnen. Dieses also ist mein Glaube, allein ich bin weit entfernt zu erwarten, und kann noch weniger daran denken, zu verlangen, daß dies auch die allgemeine Meinung über mich sey. Nur so viel hoffe ich zu erlangen, daß Niemand mich mit Mißgunst an dieser Stelle sehe,

\*) Vergl. „Schellings erste Vorlesung in Berlin, 15. 11. 1841“, Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung, 1841, 22 Seiten

\*\*\*) U. a. D., Seite 3 ff.

daß man mir billig Zeit und Raum gönne zu der ausführlichen Antwort auf das Dic cur hic, die ich durch die ganze Folge meiner Vorträge zu ertheilen im Begriff stehe. Habe ich doch auch anderen Raum gelassen, keinem gewehrt, das gleiche Ziel in der Wissenschaft mit mir zu erreichen! Bin ich in derselben zu etwas gelangt, das werth ist, hier vorgetragen zu werden und die Aufmerksamkeit einer Versammlung, wie ich sie hier vor mir sehe, in Anspruch zu nehmen, — der Weg dazu steht jedem offen und Niemand kann sagen, daß ich ihm durch Eile zuvorgekommen. Es sind jetzt vierzig Jahre, da gelang es mir, ein neues Blatt in der Philosophie aufzuschlagen, die eine Seite desselben ist jetzt vollgeschrieben, gern hätte ich einem Anderen überlassen, das Fazit, das Resultat, derselben zu ziehen, das Blatt umzuwenden und eine neue Seite anzufangen! Wenn ich versichere, daß ich die ganze Größe und Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe gefühlt und sie dennoch nicht abgelehnt habe: so spricht sich darin allerdings das Bewußtseyn eines entschiedenen Berufes aus. Aber ich habe diesen Beruf nicht mir selbst gegeben, er ist mir ohne mein zuthun geworden, nun er mir geworden, darf ich ihn auch nicht verleugnen, noch gering achten. Ich habe mich nicht aufgeworfen zum Lehrer der Zeit, wäre ich ein solcher, so hätte die Zeit selbst mich dazu gemacht, und ich würde mir keinen Verdienst dabei zuschreiben, denn, was ich für die Philosophie gethan, ich habe es nur in Folge einer

mir durch meine innere Natur auferlegten Notwendigkeit gethan."

Gewiß war Schelling davon felsenfest überzeugt, daß er in Berlin unter der Regierung des königlichen Romantikers von Gott dazu bestimmt sei, entscheidend in das Geistesleben des preußischen Volkes einzugreifen, aber der Geist der Zeit war stärker als sein Wille. Vergebens suchte er das Panier des schrankenlosen Idealismus zu entrollen, mit schwerem Schritt rückte bereits der Prunkrieße des Utilitarismus von England heran, alles selbstgenügsame Geistesleben niedertretend\*). Was Hegel nicht gelungen war, sollte auch ihm nicht gelingen. Wenn er geträumt hatte, daß Hegel nur „eine Episode“ war, so hatte er sich gründlich geirrt. Die anfängliche schwärmerische Begeisterung, ja der Sanatismus seiner Hörer und des Publikums verflog mit den Jahren, schließlich war er in solcher Weise heftigen Angriffen seiner Widersacher ausgesetzt, daß er sich gezwungen sah, von seinem Lehr- amte ganz zurückzutreten — er las 1855—1856 zum letzten Mal.

In Augenblicken stiller Einkehr in sich mochte ihm wohl der Gedanke gekommen sein, ob er nicht sein in früheren Jahren dem Kronprinzen Maximilian gegebenes Versprechen einlösen und den Versuch machen sollte, aufs neue seine philosophische

\*) Vergl. „Hinauf zum Idealismus“, von Dr. Otto Braun, Fritz Eckardt Verlag, Leipzig 1908, S. 4.

Tätigkeit auf bairischen Boden zu verlegen und bei dem nunmehrigen König von Bayern anzufragen, ob er ihm als Professor der Universität in München genehm wäre? Wir schließen dies aus einem Brief, den er — Berlin, den 22. Juli 1849 — am Vorabend einer Reise nach Bad Pyrmont an den Monarchen sandte. Dort schreibt er seinem hohen Gönner, daß er im Frühjahr Aeußerungen Sr. Majestät gehört habe, nach denen ihm scheinen mußte, als wenn der König ihn gerne wieder bleibend in Bayern sehen möchte. Darauf antwortet er, was er bereits einem Fräulein von Kuster geantwortet habe: „Möchte ich durch ein Unwetter wie dieses, durch Wind, Schnee und Regen zu Fuß mich durchschlagen nach Bayern, ich würde nicht säumen, wenn ich die Ueberzeugung hätte, dem König irgend nützen zu können.“ . . . .

Dann fügt er hinzu, daß er längst Maximilian II. um seine Wiederaufnahme gebeten hätte, wenn er sich eben irgend eine Stellung denken könnte, in der er seinem allergnädigsten Herrn von Nutzen sein möchte. Er sei aber jetzt bereits alt, schwach und verbraucht, so daß er nicht mehr die physische Kraft in sich fühle, seinem guten Willen zu folgen, auch seien die Zeiten so turbulent und so wenig geklärt, daß der König wohl schwerlich unter solchen Umständen geneigt sein würde, ihn in seiner Nähe zu haben. Ueberdies glaube er, daß er in der Ferne besser für Bayern und den

König tätig sein könne, da er beständig für Maximilian II. und seine Sache „zu Felde liege und nicht ablasse im Ringen und Anhalten um jeglichen Trost, jegliche höhere Hilfe für den König.“



## Maximilian II. als König und sein Verhältnis zu Schelling.

Kronprinz Maximilian, der sich so lange, mit solcher Ausdauer, solchem Verständnis und solchem heiligen Feuereifer auf seinen zukünftigen Beruf als Herrscher vorbereitet hatte, bestieg, wie man weiß, am 20. März 1848 den Thron. Die Abdankung seines Vaters, König Ludwig I., machte ihn unerwartet zum König Bayerns. Bekanntlich regierte er 16 Jahre bis zu seinem am 10. März 1864, ach, nur viel zu früh, erfolgten Tode. Diese seine Regierungszeit war eine gottgesegnete. Ein Friedensfürst voll Weisheit, Gerechtigkeit und bewunderungswürdiger Gestaltungskraft auf dem Felde des Staats- und des Verwaltungsdienstes, wie auf dem der Wissenschaft, Literatur und Kunst, erhob er das Land zu einer außerordentlichen Blüte auf geistigem und volkswirtschaftlichem Gebiet. Treffend sagte Dekan Dr. Meyer in seiner am 16. März 1864 in der protestantischen Stadt-Pfarrkirche zu München gehaltenen Rede beim Gedächtnisdienste zu Ehren des verewigten Königs u. a.: „Der König hat seinem Volke viel Gutes getan auf jedem Gebiete und nach allen Richtungen des Lebens. Es sind uns unter seiner Regierung treffliche Gesetze, deren Segen bereits gefühlt wird, geschenkt worden. Kunst

Robert, Maximilian II. von Bayern.

und Wissenschaft hat im König einen Freund und Schirmherrn gefunden, die drei Landes-Universitäten und namentlich die Universität hiesiger Stadt (Münchens) werden davon zu rühmen wissen. Kirche und Schule sind geschützt und gepflegt worden, nirgends mehr und nirgends besser als bei uns. Der König hat immer das Wahre und Gute und Edle und Hohe geliebt und angestrebt, hat immer es aufs beste gemeint und ist stets für Recht und Gerechtigkeit und Wahrheit entschieden und männlich eingetreten. War doch seine letzte Handlung ein Werk deutscher Ehre und eine Tat zur Wahrung von Deutschlands Recht. Das Schönste aber und Größte, was wir von diesem Regenten zu rühmen wissen, ist und bleibt doch das, daß er sein Volk liebte über alles und daß er bereit war, seine eigenen Wünsche dem Volke zu Liebe und dem Frieden mit dem Volke zu Liebe zu opfern. „Ich will Frieden haben mit meinem Volk,“ hat er einmal gesprochen, und damit seine innersten Gedanken kund gegeben. Er war ein Friedensfürst in bestem Sinne; diesen Friedenssinn hat ihm aber auch Gott reichlich gesegnet durch die Liebe seines Volkes. Man muß die Freude des Volkes geschaut haben, so oft der König unter sein Volk getreten, und er hat dies oft und gern getan. Man muß den Jubel gehört haben, der den König bei seiner Rückkehr von der Fürstenversammlung zu Frankfurt begrüßte. . . . Solches alles muß man gesehen haben, um die Liebe und das Vertrauen und die Hingebung des Volkes

zu seinem allgeliebten Landesvater in ihrer ganzen Größe ermessen zu können. Es hat einmal ein Fürst vor anderen Fürsten, welche von den Vorzügen und Reichtümern ihrer Länder geprahlt haben, das zum Lobe seines Volkes gerühmt, daß er im Schoße eines jeden seiner Untertanen ruhig und sicher schlafen könne. Solches hätte auch unser König rühmen dürfen. Er bedurfte keines Schutzes, ihn schützte die Liebe seines Volkes, dieser Schutz ist recht eigentlich Gottes Schutz, denn die Liebe stammt von Gott, und die Liebe ist Gottes Gabe.“

Man weiß, daß Maximilian II. alles das, was er als Kronprinz anstrebte, als König erfüllte und verwirklichte. Seine ganze 16jährige Regierung war eine Kette von herrlichen Taten edler Menschlichkeit, Förderung von Kunst, Wissenschaft und Literatur und Entfesselung der idealen Güter seines Volkes. Ohne Rücksicht auf die Konfession, berief er eine Reihe wissenschaftlicher Berühmtheiten, wie z. B. den größten Chemiker des 19. Jahrhunderts, Justus von Liebig, die hervorragenden Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber Heinrich von Sybel und Leopold Ranke und andere nach München und zog Dichter, wie Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt und viele andere, in seine Umgebung und verwandte, wie schon erwähnt, geradezu riesige Summen auf Belohnung ausgezeichnete wissenschaftlicher und literarischer Leistungen.

Die Liebe für seinen fern von ihm weilenden Lehrer Schelling stets im Herzen hegend, suchte er

das Programm des Denkers, das dieser ihm in seinen Vorlesungen und brieflichen Äußerungen entrollt hatte, nach jeder Richtung hin zu verwirklichen. Diesem Programm ist er bis an sein Lebensende treu geblieben. Der König bedachte, wie J. v. Döllinger in seiner wiederholt erwähnten Gedenkrede auf den Monarchen mit Recht hervorgehoben hat, daß es sich in den Wissenschaften nicht sowohl um die Neuheit, als um die Wahrheit dandle, und daß, wer eine alte, aber verdunkelte oder geleugnete Wahrheit wieder zur Geltung bringe, der Wissenschaft einen ebenso großen Dienst leiste, als wer sie mit einer neuen Entdeckung vermehre. Alle Wissensfächer, die einer besonderen fürstlichen Unterstützung bedurften, konnten sich seiner tatkräftigen Förderung rühmen. Seine königliche Hilfe und Liberalität erstreckte sich auf die geschichtlichen, politischen, mathematischen, physikalischen usw. Disziplinen, alle diese Fächer erschienen ihm als ebensoviel Zweige des einen mächtigen Baumes der menschlichen Erkenntnis, an welchem jeder Ast und jedes Blatt berechtigt sei, der in seinen Wurzeln Nahrung ziehe aus der Vergangenheit, in seinen Früchten Nahrung biete den künftigen Geschlechtern und seine erquickenden Schatten ausbreite über die gegenwärtige Menschheit. Von der seltenen Ueberzeugung durchdrungen, daß es kein Gebiet des Lebens gäbe, das ungestraft gegen den Einfluß der Wissenschaft sich absperrern könnte, huldigte er aber auch immer dem Grundsatz, daß die Wissenschaft nicht mehr, wie dies wohl früher der

Sall war, vom Leben sich fern halten oder gar sich ihm feindlich entgegenstellen dürfe.

Den Spuren der Schelling'schen Ideen und Anregungen begegnen wir in vielen Handlungen des Königs, und zwar nicht allein auf politischem, sondern auch auf kirchlich-religiösem Gebiet. So hat z. B. Schellings bekannte Idee von einer umfassenden Kirche der Zukunft wesentlich dazu beigetragen, Maximilians II. Ansichten hierüber näher zu gestalten. Der Gedanke einer künftigen religiösen Wiedervereinigung und der harmonischen und friedfertigen Zusammenarbeit der besten der beiden christlichen Konfessionen erschien ihm als eine nicht allzu schwer zu verwirklichende. In Schelling sah er in dieser Beziehung einen Nachfolger von Leibniz, der gleichfalls dieser Anschauung gehuldigt hatte und für dieselbe mit Wärme eingetreten war. War doch ebenso sein hoher erleuchteter Verwandter, der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, nicht minder von der Notwendigkeit dieser Vereinigung der beiden Konfessionen durchdrungen. Auch als deutscher Patriot erblickte er darin zugleich das Heil Deutschlands, denn er war der Ansicht, daß die Zerissenheit auf konfessionellem Gebiete die Uneinigkeit und Disharmonie auf politischem nur fördern müsse.

Das hehre und in seiner Art fast einzig dastehende Freundschaftsverhältnis zwischen dem Fürsten der Geburt und dem Fürsten des Geistes hielt auch nach der Thronbesteigung Maximilians II. bis

zu dem Lebensende Schellings in gleicher Stärke und Frische an.

Natürlich befand sich unter denjenigen, welche den König zum Antritt seiner Herrschergewalt beglückwünschten, auch der Philosoph. Er schrieb ihm aus Berlin am 2. April 1848 einen von tiefer Empfindung und aufrichtiger Loyalität erfüllten Brief, dem neuen Monarchen seine innigste Teilnahme zur Thronbesteigung aussprechend. Von seinem konservativen Standpunkt aus freilich mußte Schelling es bedauern, daß diese nicht bei heiterem Sonnenschein und in friedlicher, feierlicher Stille, sondern im Sturm und Unwetter der 1848er Revolution erfolgt sei. Ein solcher ruhiger und naturgemäßer, geschichtlicher Akt hätte denn auch, wie unser Denker es ausspricht, dem Gefühl Maximilians II. besser entsprochen, aber Gott, der über die Schicksale der Völker und Könige gebietet, habe es eben anders gewollt. In ähnlichem Sinne äußerte er sich auch in einem Brief an Dorf Müller, aus Berlin im Jahre 1848, wo er, von der Revolution in Bayern, die dem König Ludwig I. den Thron gekostet, sprechend und auch der politischen Wirren in Berlin gedenkend, ihm versichert, daß es seine Absicht sei, in der Hauptstadt Preußens bis zur Notwendigkeit und zum Aeußersten auszuhalten. Müßte er aber fliehen, so würde er sich nach Bayern wenden, dahin fühle er sich hingezogen „durch die Liebe zu dem teuren jetzt König gewordenen Kronprinzen, der mir innerlich zugetan ist.“ Dann fügt er die Worte hinzu, die frei-

lich nicht ganz den Tatsachen entsprachen: „Ich habe nicht die Einbildung, ihm raten oder helfen zu können, und gestehen muß ich Ihnen, daß die Vorfälle in München mich fast noch mehr erschüttert haben, als die hiesigen. Wie sehr hätte ich dem teuren Königssohn eine friedliche Thronbesteigung gewünscht, statt der jetzt in Sturm und Ungewitter geschehenen! Mein Herz befiehlt ihn unablässig dem Herrn im Himmel.“

Schon in der vorher angeführten Zuschrift Schellings an den König finden sich ebenso wie in seinen späteren Briefen viele politische Ausführungen, und man kann zwischen den Zeilen lesen, daß unser Philosoph den König in politischer Beziehung, besonders in seinem Verhältnis zu dem Volke und zur Neugestaltung Deutschlands, beeinflussen wollte. Zum Ruhme Schellings muß es aber hier ausgesprochen werden, daß er, ein durchaus patriotisch gesinnter Mann und von wahrer Vaterlandsliebe erfüllt, schon zu einer Zeit für ein einiges und mächtiges Deutsches Reich schwärmte, als derartige Tendenzen an gewissen höchsten Stellen noch sehr verpönt waren. Er plädierte für die Idee eines geeinigten Deutschen Reiches mit einem Erbkaiser an der Spitze, bewährte sich also als ein Prophet in des Wortes eigentlicher Bedeutung. So schrieb er z. B. aus Berlin am 12. Februar 1849 an seinen Schwiegerjohn Waiz: „Daß, da es eben unmöglich sei, daß Oesterreich Preußen, als daß Preußen Oesterreich sich unterwerfe und man beider Staaten nicht ent-

behren könne, es am geratensten sei, aus der Reihe der Könige ein Oberhaupt zu wählen. Das wäre dann der wahre Kaiser, der Eroberer der Nation, der eigentliche Gegenstand ihrer Liebe gleich wie in dieser Machtverbindung nach oben das sicherste Mittel gefunden wäre, eine wahre Gliederung, stufenweise Unterordnung und die strengste Einheit nach unten hervorzubringen, deren Mangel der eigentliche Skandal der bisherigen Verfassung gewesen. Nach außen die machtvollendete Einheit, da die beiden großen Mächte nun gar nicht mehr auseinander könnten und miteinander stehen und fallen müßten.“

Da er die Anschauungen seines königlichen Schülers auch nach dieser Richtung hin kannte und sehr wohl wußte, daß Maximilian II. aus vollster Ueberzeugung auf dem gleichen Standpunkt sich befand, wagte er es, seinen nationalen Anschauungen in ungezwungenster Weise Ausdruck zu geben.

Schelling schreibt nun in dem bereits angeführten Brief, daß eine große Wiedergeburt Deutschlands und dadurch der Welt sich vorbereiten müsse. Um diese zu erreichen, wäre es notwendig, über den deutschen Staaten eine mit allen Attributen der Macht ausgerüstete starke Regierung für gemeinsame Angelegenheiten und ein Ehrfurcht gebietendes Oberhaupt, mit einem das Allgemeinbefinden wirklich vertretenden Parlament an der Seite, ins Leben zu rufen. Durch den Regierungsantritt des Königs sei zu hoffen, daß ein neues, reines, in lauterem, durch keine Vergangenheit getrübttem Glanze strahlendes

Licht über Deutschland aufgehen werde. Er flehe den König an, so viel er vermöge, der Nation zu deutscher Einheit und Größe zu verhelfen und sich seiner Aufgabe voll und ganz zu weihen.

Ähnliche Ansichten verkündete er auch in anderen Zuschriften an den König. So schreibt er ihm am 5. Mai 1848, daß Se. Majestät wisse, welchen Wert er als Denker darauf lege, die Welt als das Werk tiefer, wenn auch oft unergründlicher, Absichtlichkeit anzusehen. Das revolutionäre Benehmen Deutschlands jedoch beweise ihm, daß diese Welt nicht festgefügt sei, und daß die Atome auseinandergehen können. Um daher der Verwirrung ein schnelleres und früheres Ende zu bereiten, sei es geboten, den gordischen Knoten nicht zu lösen, wohl aber zu zerhauen.

Begreiflicherweise sah der König mit Spannung den ersten brieflichen Kundgebungen seines geliebten Meisters anläßlich der Neugestaltung der Dinge in Bayern entgegen. In einem Brief vom 17. Mai 1848 spricht Maximilian II. es aus, daß es für ihn tröstlich und erhebend gewesen sei, die ungeheuren Erscheinungen der neuesten Zeit, wie auch seine, des Königs, damit zusammenhängende Aufgabe von dem hohen Punkt philosophischer Weltanschauung betrachtet und beurteilt zu sehen. Doch zeigte sich hier der neue König von Bayern nicht ganz auf der Höhe der politischen Weltanschauung eines Schelling. Wenn dieser, so heißt es in dem hochinteressanten Brief, aus dem Chaos von widerstreitenden

Bestrebungen der Völker und Fürsten, ein glückliches Ganzes hervorgehen zu sehen zweifle, so begreife er dieses, aber er habe das Vertrauen zu der Nation und zu der Zukunft Deutschlands nicht verloren. Er habe einen Entwurf zu einer künftigen Gestaltung des Vaterlandes ausgearbeitet. Darin suche er eine Totalaufgabe zu lösen, nämlich einerseits Deutschland die erforderliche einheitliche Kraft nach innen und außen zu sichern und andererseits den Einzelstaaten die ihnen gebührende nötige Selbständigkeit zu wahren. Er glaube somit redlich und rechtzeitig das Seinige zur Lösung der Aufgabe der Zeit beigetragen zu haben. Zugleich bittet er den Meister, seine Ansicht über diesen Verfassungsentwurf des Königs zu äußern.

Ganz einverstanden war Schelling mit den Ideen des Monarchen auch schon deshalb nicht, weil er von der Trias-Idee nichts wissen wollte, und nur im Erbkaisertum das Heil Deutschlands erblickte. Er erhob gegen dieselben verschiedene freimütige Einwendungen, so z. B. diejenige, daß die Völker beschäftigt sein wollen, indem durch sie und für sie Großes geschehen solle. Das bloße im Grunde negative Erhalten, wenn es auch beispiellosen Wohlstand, Reichtum und Ueberfluß verbreite, genüge nicht. Der Mensch fühle das wertlose seiner Existenz, und daß sie nur dann Wert habe, wenn sie für etwas Großes als Opfer eingesetzt werden könne. Er entschuldigt sich, daß er es wage, die Ansichten des Königs zu bekämpfen,

mit den Worten: „Eure Königliche Majestät sehen: ich erlaube mir vor Ihnen zu sprechen, als wäre noch die alte Zeit, als stünde ich vor Ihnen wie damals, da ich, von Ihnen dazu berufen, Eurer Majestät meine wissenschaftlichen Grundsätze auseinandersetzen durfte. Eurer Majestät Standpunkt für gegenwärtige Zustände ist ein anderer, von dieser Höhe wird vieles anders beurteilt und gesehen, als da, wo ich mich befinde. Ich spreche in allen Aeußerungen nur meine Denkweise aus, ohne mir anzumaßen, auch im Sinne Eurer Majestät reden zu wollen, ich bediene mich nur der Freiheit, die Eure Majestät mir früher gegeben, vor Ihnen offen meine Ansichten darzulegen.“

Der durchaus objektiv urteilende und nur nach der Wahrheit strebende Monarch nahm diese und ähnliche Auslassungen seines Lehrers keineswegs ungnädig an, sondern erkannte in ihnen nur den Ausfluß der ehrlichen Ueberzeugung, die treue Gesinnung Schellings. In einem Briefe aus Nymphenburg, den 6. Dezember 1848, spricht er seine Freude über die freundlichen Kundgebungen des Meisters aus, die Worte hinzufügend: „Sie, mein aller, verehrter, meinem Herzen so teurer Lehrer, traten vor meine Seele mit allem Erheben, Trösten, das ich Ihnen verdanke, Sie lehrten mich von einem höheren Standpunkt die Welt und ihre Erscheinungen betrachten, dem einzigen, der vorzüglich in jetziger Zeit Ruhe und Hoffnung zu gewähren vermag.“

Immerfort betont der König, daß die Zuschrif-

ten seines Herzensfreundes ihm zum größten Vergnügen gereichen, keine anderen gewähren ihm solche Seelenwonne und Erhebung. Auch der Umstand, daß ihm Schelling, der die zarte Konstitution des Königs kannte, stets den Rat gab, seine Gesundheit zu schonen, trug nur dazu bei, die Sympathien Maximilians II. für seinen Meister zu erhöhen. Er verspricht ihm, daß er seine Mahnungen und Ratsschläge auch in dieser Hinsicht treu befolgen werde.

Waren es früher, bevor Maximilian II. den Thron bestiegen hatte, zumeist rein philosophische und kirchlich-theologische bezw. auch moralisch-ethische Fragen, die ihn beschäftigten oder auch Zweifel, die ihn peinigten, so legte der Monarch nunmehr zumeist politische und soziale Probleme seinem Lehrer vor, ihn um deren Lösung bittend. Dies war auch am 5. April 1850 der Fall, als er Schelling ersuchte, ihm seine Ansicht über die Bedeutung der Zeit auszusprechen. Er, der König, müsse dieselbe begreifen und erfassen, aber dazu gehöre die klare Erkenntnis desjenigen in der Zeit, was nach menschlicher Voraussicht bleibend und was vorübergehend sein werde, denn ohne diese Entscheidung könne kein Staatsmann und kein Regent mit Sicherheit handeln. Er lege daher großen Wert auf die Beantwortung dieser hochwichtigen Frage gerade von der Seite seines Lehrers, da wohl niemand so sehr wie er ihre Tiefe erfaßt habe. Als Schelling die Bitte des Königs erfüllte — die Beantwortung der Frage durch den Philosophen gereichte dem König zur

Freude und zur Beruhigung —, dankte er ihm in einer Zuschrift vom 27. Mai 1850 aufs herzlichste. Er schreibe ihm diese Dankeszeilen in frohester Stimmung „bei offenem Fenster, der herrlichsten Frühlingsluft sich erfreuend“. Ja, er ging noch weiter und beschloß, von seinem Herzensdrang getrieben, eine persönliche Zusammenkunft mit Schelling, um diesem auch mündlich zu danken und dessen Ansichten über die aufgeworfene Frage durch mündliche Besprechung zu erweitern und zu befestigen. Er schlug ihm daher in einem Brief aus Aachen — den 25. Juni 1850 — vor, mit ihm am 30. Juli in Düsseldorf, wo er sein werde, zusammen zu treffen, er würde sich außerordentlich freuen, ihn dort in bester Gesundheit anzutreffen und nach längerer Zeit wieder persönlich mit ihm verkehren zu können.

Selbstverständlich folgte Schelling dieser ehrenvollen Einladung.

Groß und tiefgehend war die seelische und Gemütsbewegung, die beide alten und treuen Freunde und Gesinnungsgenossen ergriff, als sie sich die Hände drückten und in die treuen Augen blickten. Wie bewegt der alte Philosoph war, erkennt man noch aus einer Zuschrift, die er einige Monate später an den König sandte, und worin es u. a. heißt, daß sein Herz noch immer voll vom Nachgefühl des Glückes sei, das ihm am 30. Juli zuteil geworden und voll des nicht auszusprechenden Dankes, den er dem allergnädigsten Herrn für die ihm erwiesene Gnade schulde.

Welchen Einfluß Schelling auf den König in Bezug auf dessen so tatkräftige und ruhmreiche Förderung der Wissenschaft, Literatur und Kunst ausübte, wissen wir bereits. Einen urkundlichen Beweis dafür bietet auch der seit 1890 uns vorliegende Briefwechsel zwischen König Maximilian von Bayern und Schelling. Daraus ersehen wir, daß der König von Bayern am 25. Januar 1851 anläßlich einer Gratulationschrift zu dem Geburtsfeste des Philosophen ihm eingehende Mitteilung darüber machte, daß er es zu seiner Lebens- bezw. Regentenaufgabe gemacht habe, aus seinen Privatmitteln möglichst umfassende Wohltätigkeit einerseits und das ganze Gebiet der Wissenschaft andererseits zu hegen, zu pflegen und zu fördern. Er ersucht in dieser Zuschrift seinen Lehrer, seine gereifte Ansicht über diesen Gegenstand ihm baldmöglichst mitzuteilen. Bei so wichtigen Entschlüssen möchte er nicht gern den Rat seines verehrten Meisters entbehren. Nach den Anschauungen des Monarchen gälte es, dem eigentlichen Proletariat in Ursprung und Folge entgegenzutreten, aber ebenso die Wissenschaft auf eine hohe Stufe zu erheben. Von den Wissenschaften wären vorzüglich Chemie, Physik und Technik zu unterstützen als diejenigen, welche die Förderung der genannten Aufgabe begünstigen, so z. B. durch die Erzeugung zweckmäßiger Heizungsmitel usw. Von den höheren Wissenschaften verdiente wohl Geschichte besondere Beachtung, sowohl zur Verherrlichung des Vater-

landes, als auch zur richtigen Beurteilung und Würdigung der sozialen Verhältnisse usw.

Die Antwort, die Schelling dem König — Berlin, den 15. Februar 1851 — erteilte, ist sehr umfangreich, man kann sie als ein Memorandum bezeichnen. Ohne Zweifel wurden die Gesichtspunkte, die der Brieffschreiber hier hervorhebt, auch für den König maßgebend in seinen so grundlegenden und erfolgreichen Schritten, die er unternahm, um seine langgehegten Ideale zu verwirklichen.

Schelling billigt durchaus das Programm Maximilians II., ihn beglückwünschend, daß er den edlen Neigungen seines Herzens folgen und in seiner reinen Persönlichkeit hervortreten wolle. Der Mahnung Goethes getreu, daß der Mensch edel, hilfreich und gut sein solle, habe er, der König, das große Vorrecht der Fürsten, daß allein der Mensch das Unmögliche vermöge. Wenn der Monarch vor allem das Proletariat ins Auge fasse, so meine er, Schelling, daß Bayern glücklicherweise davon ziemlich verschont geblieben und zwar aus dem Grunde, weil dort, was in den norddeutschen Großstädten so viel zur sittlichen und physischen Entwürdigung der Bevölkerung beitrage, der Branntwein, fehle. Das Bier, seiner Flüssigkeit ungeachtet, ein Grund- und Eckstein der bayerischen Finanzen, scheine ihm nicht weniger wichtig für den moralischen Zustand des Landes. Auch gäbe es in Bayern nur in geringfügigem Maße ein ländliches Proletariat. Es werde dort verhindert durch die Gebundenheit der bäuer-

lichen Güter, infolge deren der Name Bauer in Bayern der nächste Ehrentitel nach dem des Edelmannes sei. Wenn er dem König irgend eine Art von wohlthätigen Anstalten besonders empfehlen solle, so seien es die Kinderbewahr-Anstalten, dort werden die Kleinen vor der Roheit, deren Opfer sie zuweilen zu Hause seien, geschützt.

Was nun die Wissenschaften betreffe, so müsse er der Wahl des Königs durchaus beipflichten. Auf sichtbare und allgemein fühlbare Früchte lasse sich am sichersten rechnen bei Physik, Chemie und jeder Art von Technik, die sich auf allgemeine Mechanik oder diese Wissenschaften stütze, doch möchte er auch für die abstrakten Wissenschaften, nicht so sehr für Philosophie, als für höhere Mathematik plädieren. In sehr treffender Weise bemerkt Schelling, daß von vornherein sich nichts abschließend festsetzen lasse, denn das Hervorbringen oder Hervorrufenwollen von Talenten mißlinge gewöhnlich. Das freiwillige Entstehen sei vom Segen begleitet, denn es komme aus dem Inneren, aus der Natur der einzelnen Menschen. Da aber, wo der innere Beruf durch deutliche Zeichen erkannt und unzweifelhaft sei und es an nichts fehle als an den äußeren Mitteln der Ausführung, da sei der rechte Anlaß für eine wahrhaft königliche Freigebigkeit gegeben.

Auch als es galt, ein Gesetz über die Judenemanzipation auszuarbeiten bezw. dem bayerischen Landtag zu überreichen, wandte sich der König an

seinen Ratgeber mit der Frage, wie er über diesen Punkt denke.

In der Zuschrift, die der König an ihn aus Nymphenburg — den 13. November 1848 — richtete, heißt es, daß er seinem Lehrer sehr dankbar wäre, wollte er ihm so bald als möglich seine Ansicht über diese so wichtige und folgenreiche Frage mitteilen. Nicht mehr ganz deutlich erinnere er sich einer von ihm getanen Aeußerung über das Los und das Schicksal des jüdischen Volkes. Sein, des Königs, Minister, Lerchenfeld, glaube, daß dieses Gesetz ein Postulat der Zeit und zugleich das beste und sicherste Mittel sei, die Israeliten zu ruhigen Staatsbürgern zu machen. Er sei sich nicht klar über diesen Punkt, auch vom weltgeschichtlichen und philosophischen Standpunkt wünsche er diese Frage von seinem verehrten Meister beurteilt zu hören\*).

Ebenso arbeitete Schelling auf die Bitte des Königs politisch-philosophische Memoiren aus, s. z. B. über die Frage, ob im Falle, daß die Monarchien durch geeignete Einrichtungen sich gestärkt haben, es wahrscheinlich sei, daß diese Sinnesänderung 50 Jahre und darüber, nach menschlicher Berechnung, andauern werde? Sein Memoire ist hochinteressant und hängt mit der ganzen Geistesrichtung des Philosophen zusammen. Es würde mich natür-

\*) Vergl. das Werk „Gekrönte und ungekrönte Judenfreunde“ von Dr. Adolph Kohut. (Berlin, 1913, Dr. Batsch & Comp. G. m. E. S., Verlagsbuchhandlung).

lich zu weit führen, wollte ich dieses bedeutsame Schriftstück hier wiedergeben. Nur einige leitende Gedanken desselben seien auszugsweise mitgeteilt.

Der Staat sei in keinem Sinne Zweck, sondern bloß Voraussetzung, Mittel und *conditio sine qua non* höherer, an sich wertvoller Güter, wie wir die Natur auch nicht als Zweck, sondern nur als Trägerin eines höheren, über sie hinausgehenden Lebens ansehen, aber eben darum ihr Bestehen und ihre Verfassung (denn auch sie habe eine Verfassung) als ein uns Unantastbares, lediglich Vorauszusetzendes in seinem Geheimnis ruhen lassen. Dahin müsse es kommen, daß wir den Staat als eine bloße höhere Potenz der Natur, aber eben darum auch in seinen Grundlagen als eine Art von *Mysterium* ansehen, das durch beständiges Hervorziehen und In-Fragestellen dieser Grundlage (die ausgedehnten konstitutionellen Erörterungen) nur entweiht werden könnte.

Der Mystiker und der religiöse Dogmatiker, der vom religiösen Rationalismus nichts wissen wollte, erklärt sich in seinem *Memoire* auch gegen den politischen Rationalismus. Es sei nötig, den Prozeß gegen die unbeschränkte Erhebung der Vernunft, die mit der sogenannten Philosophie des 18. Jahrhunderts in Frankreich theoretisch angefangen und bald praktisch geborgen sei und mit allgemeiner Zerstörung zu enden gedroht habe, auch wissenschaftlich zum bleibenden Ende zu bringen. Nicht etwa durch Unterdrückung der Vernunft, sondern daß, wie in

jedem Prozeß, Jedem das Seine, so auch der Vernunft ihr volles Recht werde, denn geschehe das Gegenteil, so werde es nie an Versuchen fehlen, sie wieder zur unbedingten und über Staat und Religion allein gebietenden Macht zu erheben. Er schließt sein Gutachten mit den Worten: „Inwieweit übrtens Voraussetzungen des Zukünftigen maßgebend für das, was in der Gegenwart zu tun ist, werden können, ist schwer zu sagen. Unsere Voraussetzungen bleiben meist im Allgemeinen; die Politik hat aber mit dem bestimmten Fall und dem augenblicklichen zu tun. Allgemeine Pläne sind in dieser unsicheren und verworrenen Zeit nicht festzuhalten. Gewisse Grundsätze müssen freilich bei dem wahren Herrscher unerschütterlich feststehen, aber mehr mit der Bedeutung moralischer Maximen, als theoretischer Grundsätze. Letztere haben meist den Mangel, wohl die Zwecke, aber nicht die Mittel, anzuzeigen.“

Wie seinerzeit in München, so nahm Schelling auch in Berlin zuweilen die Gelegenheit wahr, um dem König Männer der Kunst, Wissenschaft und Literatur, von deren Bedeutung oder deren Verdiensten, speziell für Bayern, er überzeugt war, bestens zu empfehlen.

Dies tat er z. B. für den Dichter Dr. Melchior Meyr. Er machte den König auf zwei Dramen desselben, „Franz von Sickingen“ und „Agnes Bernauerin“, aufmerksam, den Monarchen bittend, dem Verfasser gestatten zu wollen, diese beiden Arbeiten Maximilian II. überreichen zu dürfen. Beide lite-

rarische Schöpfungen seien der Allerhöchsten Aufmerksamkeit nicht unwürdig. Er empfehle diese Schriften schon aus dem Grunde, weil der König ihm huld- und nachsichtsvoll gestattet habe, ihm über bemerkenswerte literarische Erscheinungen berichten zu dürfen. Vielleicht eignen sich die Stücke zur Auf- führung an der Münchener Hofbühne, speziell „Ag- nes Bernauerin“, die einen dramatischen Stoff be- handle, der dem bayerischen Publikum sehr sym- pathisch sei. In der Tat willfahrte der König dem Wunsche Schellings und ließ die beiden Stücke der Münchener Intendanz zur eingehenden Prüfung über- reichen. Er hatte dies um so lieber getan, als er nach Kräften die Bühne zu heben sich bemühte, damit allmählich die besten alten und neuen Stücke auf ihr erscheinen konnten.

Nicht minder war Schelling bemüht, den König auf geschichtliche Gestalten und deren Beziehungen zu Bayern hinzuweisen. Dies tat er u. a. im Mai 1854, als der 24. Band der Werke Friedrichs des Großen erschien, worin ein Briefwechsel dieses Kö- nigs mit der Prinzessin und nachherigen Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen, geborenen Prinzessin von Bayern, Tochter Kaiser Karls III., enthalten ist. Schelling schrieb dem Monarchen, daß man die Briefe dieser Prinzessin nicht lesen könne, ohne von der ganzen geistigen und moralischen Persönlichkeit derselben die höchste Meinung zu fassen. Die Be- wunderung Friedrichs des Großen mache um so tie- feren Eindruck, als sie von allen Nebenabsichten rein

sei. So weit er, Schelling, sich erinnere, finde sich in den Schriften über bayerische Geschichte nichts ent- sprechendes über die Fürstin, die auf den großen König einen solchen Eindruck gemacht habe. Aber eben diese erste Bekanntwerdung des Briefwechsels mit Friedrich wäre wohl die natürlichste Veranlassung, daß nun auch von Bayern aus etwas für das Andenken der hervorragenden Frau geschähe, deren Seelenschönheit und Lieblichkeit erst jetzt ganz empfunden werde. Wahrscheinlich sei die hochbegabte Fürstin eine Ahnin Maximilians II. gewesen. Von ihr existierten zwei Opern, zu denen sie den Text und die Musik ge- schrieben. Ihr eigenes Bildnis, von ihr selbst für Friedrich den Großen in Pastell gemalt, werde noch im Neuen Palais bei Sansjoui aufbewahrt. Ge- wiß werde sich von ihr manches noch in München finden, da sie daselbst sich aufgehalten auf ihrer Rück- reise aus Italien, wo sie vom Juli 1772 bis Mai 1773 gewohnt habe. Im April 1774 sei sie zu ihrem Bruder, den um Bayern so hochverdienten Kurfürsten Max Joseph I., gereist. Nichts sei unwichtig, so meint Schelling, was sich über eine solche Frau in dem königlich bayerischen Haus-Archiv vorfinde, zumal sei all' das von Wichtigkeit, was sich auf die Geschichte ihrer Jugend und ihrer ersten Entwicklung sowie auf die erste Bekanntschaft mit Friedrich beziehe, der seit 1758 in Briefen an Prinz Heinrich und andere Personen der Prin- zessin mit besonderer Aufmerksamkeit Erwähnung tue. Alles das habe nicht bloß für Bayern und das

königlich bayrische Haus, sondern auch ein allgemeines deutsches, ja menschliches Interesse. Es zusammen zu stellen und bekannt zu machen, wäre vielleicht selbst für einen der Dichter in der Nähe des Königs eine schöne und würdige Aufgabe.

Der König war über diese Benachrichtigung Schellings sehr erfreut, er dankte ihm in einer Zuschrift aus Schloß Berg — den 21. Mai 1854 — für seine alte warme Teilnahme an allem, was ihn und sein Haus betraf. Er habe dieselbe wieder recht lebhaft an der Art und Weise erkannt, mit der er ihn auf den Briefwechsel des Großen Friedrich mit der geistreichen Marie Antonie aufmerksam gemacht. Er habe schon Auftrag erteilt, ihm die bedeutendsten dieser Briefe zu bezeichnen, um sie zu lesen, dergleichen auch im Staatsarchiv nachzusehen und zweckmäßige Veröffentlichungen vorzubereiten.



### Ehrungen Schellings durch Maximilian II.

Es war vorauszusehen, daß König Maximilian II. gleich im Anfang seiner Regierung die Verdienste Schellings auch äußerlich anerkennen werde. So verlieh er ihm denn in einer Kabinettsordre, datiert aus Nymphenburg, den 2. Januar 1849, das Großkreuz des Verdienstordens der bayrischen Krone, als einen Beweis seiner alten Liebe und Verehrung für ihn. Darin heißt es u. a., daß Schelling zwar dergleichen nicht bedürfe, doch wolle er der Welt auch ein äußerliches Zeichen geben, damit sie erfahre, wie er, der König, für seinen alten Freund und Verehrer fühle und denke.

Tief gerührt dankte der so Ausgezeichnete seinem gnädigen Herrn. Die Huld, Güte und Liebe, womit der König seines alten, treuen Dieners gedanke, habe für ihn etwas ungemein erhebendes und sei der lichte Punkt in seinem Bewußtsein, der ihn unter so vielen schmerzlichen Eindrücken erheitere und aufrichte. Diese Dekoration sei für ihn um so beglückender, als der König dadurch unbewußt den bedeutsamen Tag der Ernennung Schellings zum Professor in Jena vor einem halben Jahrhundert geehrt habe. Deshalb nehme er das königliche Geschenk in aller Demut dankerfüllt hin und werde sich dessen stets wahrhaft erfreuen, wenn es ihn auch oft

genug schmerzlich erinnern werde, wie wenig er im Stande sei, es um den gütigen Herrn zu verdienen.

In den letzten Lebensjahren unseres Philosophen häuften sich förmlich die ihm seitens des Königs von Bayern zugedachten Ehrungen. Hier nur einige davon. In einer Zuschrift aus München — den 21. Februar 1852 — teilte der König seinem Herzensfreunde mit, daß er den Ueberbringer derselben, den hervorragenden Münchener Bildhauer Halbig, beauftragt habe, eine Büste des Philosophen anzufertigen; er richte daher die Bitte an ihn, dem Künstler einige Stunden zu sitzen. Er habe sich schon lange nach der Büste Schellings gesehnt, damit er das Bild seines verehrten Lehrers sich stets vergegenwärtigen könne, nachdem das seines Geistes ihm ohnehin immer vor Augen schwebte. Nach Fertigstellung der sehr gelungenen Büste des Meisters erhielt Halbig den Befehl, einen Abguß des Kunstwerks zu verfertigen und dieselbe im Namen Maximilians II. Schelling zu übersenden. Die Büste gefiel dem König sehr und er dankte in herzlichen Worten seinem Lehrer, daß er so manchen kostbaren Augenblick dazu geopfert habe: „Sie macht mir große Freude, ein Sonnenstrahl fiel auf dieselbe, als ich sie zuerst erblickte und mich so recht herzlich an den Zügen des lieben Meisters erfreute.“

Der so Ausgezeichnete war außer sich vor Freude über diese Aufmerksamkeit seines hohen Gönners. All' seine Bekannten, so schrieb er Maximilian II. — Berlin, den 23. April 1852 —, seien einstimmig

in dem Lob des Werkes. Den Seinigen gereiche es zur besonderen Freude, für die die Aehnlichkeit nichts zu wünschen übrig lasse. Am meisten ergriffen sei sein ältester Sohn (Professor in Erlangen), der die Osterferien bei seinen Eltern zugebracht und bei dem er mit großer Freude die Gesinnungen der ehrfurchtsvollsten Anhänglichkeit an Se. Majestät und die rechten, allein zum Heile führenden Grundsätze wiedergefunden, die er an ihm schon immer gekannt habe. Diese Büste, die der Gnade des Königs ihr Dasein verdanke, werde nach seinem, Schellings, Tode noch ein teures Andenken seiner Familie und ein bleibendes Denkmal der Huld sein, deren der König ihn zu würdigen geruht habe.

Maximilian II. hatte die Aufmerksamkeit, seinem Lehrer zu schreiben, daß er dessen Zuschriften, die ihm stets das höchste Vergnügen bereiten, vor seiner so ähnlichen, in Erz gegossenen, Büste lese, um die Züge des lieben Schreibers sich so recht zu vergegenwärtigen.

Die höchste Genugtuung und geradezu überschwengliche Seeligkeit empfand Schelling, als ihm im Juni 1853 die Auszeichnung zuteil wurde, in Wilhelmshöhe bei Kassel mit dem König von Bayern und seiner hohen Gemahlin zusammentreffen zu können. In einem an seinen Freund, den Professor Beckers, am 12. September 1853, gerichteten Brief schildert er diese Begegnung u. a. mit den Worten: „Schon auf dem Bahnhof, wohin ich mich begeben, wurde ich von Sr. Majestät erkannt und

herbeigerufen. Von da an war ich entweder auf dem Wege von Berlin nach Sanssouci, wiewohl der höchstgütigste König von Preußen für mich im Neuen Palais (Wohnung des Königs Maximilian) ein eigenes Zimmer, auch zum Uebernachten, hatte einrichten lassen, wovon ich jedoch nur mäßigen Gebrauch machte, oder zu Hause, um auf etwaige Befehle zu warten; zuletzt brachte der König mehrere Tage in Berlin zu (noch von Potsdam aus hatte der König mich in meiner Wohnung aufgesucht und wohl über eine Stunde bei mir verweilt). Hier in Berlin sah ich ihn die Tage, die er noch daselbst zugebracht, immer auf längere Zeit, am zweiten verabschiedete er mich, weil er (ohne mein Zutun) gehört hatte, daß es mich, meiner Frau wegen, dränge, nach Pyrmont zu gehen, aber noch am dritten schickte er seinen Sekretär zu mir, um sich über einen Punkt meiner Mitteilungen noch näher zu erkundigen. Merkwürdig war mir im höchsten Grade, wie der treffliche Herr ganz und gar mit demselben, ja mit noch größerem Eifer als je zuvor, über Wissenschaft und philosophische Gegenstände sich stundenlang unterhielt, so daß schon darum für andere Dinge keine Zeit blieb.“

Der König, der, wie schon erwähnt, ein feinsinniger, hochbegabter und formvollendeter Dichter war, hat sein philosophisches Ideal auch in Poesien verherrlicht. Dies war z. B. in Italien der Fall, wo er 1853 in dem stillen, freundlichen Nchia weilte. Er sandte Schelling aus Neapel am 9. Mai

1853 ein Poem zu, als ein Zeichen, daß er auch in der Ferne seiner mit Liebe gedenke. Er bittet in der Zuschrift den also Ausgezeichneten, das Gedicht bezw. dessen Form mit Nachsicht zu beurteilen. Die Sonettform sei ihm noch nicht ganz geläufig, doch scheine sie ihm dem Inhalt angemessen zu sein. In demselben Briefe spricht er zugleich seine heiße Sehnsucht aus, ihn wiederzusehen. Er würde sich glücklich schätzen, wenn ihm diese Freude im Frühling oder im Sommer des genannten Jahres in Berlin zuteil werden könnte. Der Dichter unterzeichnet sich „mit alter Liebe Ihr treuer Schüler Max“. Dieses königliche Sonett, gerichtet an Schelling „bei Betrachtung des Scuola d'Atene von Raphael im Vatikan“, hat folgenden Wortlaut:

„Verloren stand ich vor dem Meisterbilde,  
Uns Plato in der Schüler Mitte zeigend,  
Sich vor des großen Lehrers Worte neigend,  
Vor seines Geistes Riesenkraft und Milde.

Da war's, als wenn auf mich sein Auge zielte,  
Dem Platos nicht dem Deinen, Teurer, gleichend,  
Ruht grüßend, liebend es auf mir und schweigend;  
Dein Geistesfeuer war's, das in ihm spielte.

Die Männer, die den Meister rings umstanden,  
Die großen Denker waren's aller Zeiten,  
Die in Dir, Hoher, ihren Wert erkannten.  
Du wagst die Klüfte kühn zu überschreiten,

Zu den die Weisen keine Brücke fanden,  
Die Gläubige und Denker stets entzweiten\*).

Der so Besungene dankte ihm in einem Briefe aus Berlin, den 23. Juni 1853, für diese ihm gewordene Huld in Ausdrücken wärmsten Lobes, indem er meint, daß er es schon an und für sich als eine unschätzbar hohe Gnade empfunden habe, daß der König in der Ferne auf einer Reise und in der Stadt von so unendlicher Anziehungskraft seiner überhaupt gedacht habe. Wie sehr müsse ihn erst der Inhalt der königlichen Zuschrift und das Gedicht, dessen hohe Schönheit er leider nur mit Schüchternheit bewundern dürfe, entzückt haben. Ihm bliebe nichts, als das „Verstummen“ übrig, das die Gnadenerweisungen seines allergnädigsten Herrn ihm schon mehr als einmal aufgelegt haben. Von nun an werde die Schule von Athen, die er unter Raphaels Werken stets wie wenige geliebt und hochgestellt habe, ihm doppelt teuer sein, indem sie ihn an den gütigen Herrn erinnere, in dessen Geist und Herz seine nur unvollkommen mitgeteilten Ideen eine so herrliche Ergänzung und einen ihn selbst erhebenden Widerklang gefunden haben.

\*) Vergl. „Maximilian II. von Bayern und Schelling. Briefwechsel. Herausgegeben von Dr. Ludwig Trost und Dr. Friedrich Leist.“ Stuttgart 1890, S. 284.

Nachdem der König, wie schon erwähnt, Schelling 1849 das Großkreuz des bayerischen Verdienstordens verliehen hatte, nahm er ihn 1853 in den neugegründeten Orden der Maximiliansritter auf. In seiner Dankagung vom 17. Dezember 1853 erwiderte Schelling: „... Meine ehrfurchtsvollsten Glückwünsche zu Eurer königlichen Majestät hohem Geburtsfeste, denen eine so huldvolle Aufnahme zuteil geworden, waren niedergeschrieben ohne Ahnung, welche Bedeutung dieser mir längst so teure Tag durch Stiftung eines Eurer königlichen Majestät Namen tragenden Ordens für Kunst und Wissenschaft im allgemeinen durch Eurer königlichen Majestät Gnade, aber insbesondere auch für mich, erhalten sollte. Hat durch die Stiftung eines solchen Ordens Eurer königlichen Majestät weltbekannte Liebe für Wissenschaft und Kunst den glänzendsten und schönsten Ausdruck gefunden, so ist, indem Eure königliche Majestät denselben auch mir zu erteilen geruheten, nicht nur meinen Bemühungen die ehrenvollste Auszeichnung, sondern mir persönlich eine Befriedigung gewährt, die mir bis jetzt durch keine andere zuteil geworden, denn einen Maximiliansritter darf ich kecklich und jedermanniglich gegenüber mich nennen, wenn man dadurch einen Eurer Majestät mit Herz und Seele ergebenen, zu jedem Dienst bereiten Mann versteht, wobei, da es nur von den Gesinnungen sich handelt, es nicht darauf ankommt, wie gering in der Wirklichkeit dieser Dienst sein möge. Erlauben Eure Majestät, daß ich hier schliesse,

— schließe mit dem Worte, das mir stets auf der Zunge liegt und aus dem Herzen dringt: Gott erhalte Euer Majestät, er sei mit Ihnen auch im bevorstehenden neuen Jahre, wie er immer mit Ihnen gewesen! Mir gestatten Euer Majestät, mich auch ferner und solange ich lebe, in tiefster Ehrfurcht und unzerstörlicher Anhänglichkeit nennen zu dürfen. Euer Königlichen Majestät alleruntertänigster alter treuer Diener Schelling.“\*)

\*) A. a. O., Seite 240 ff.



## Schellings Tod und das dem Philosophen von Maximilian II. gesetzte Denkmal in Ragaz.

(Mit 13 bisher ungedruckten Briefen.)

Schellings Tod am 20. August 1854, der in Bad Ragaz in der Schweiz erfolgte, wo er Erholung von seinen Leiden suchte, erschütterte den König aufs tiefste. Wie er seinen Herzensfreund im Leben hoch ehrte, so hat er seinem Genius auch nach dem Ableben des Philosophen viele Beweise der Liebe und Verehrung gegeben. Er ließ ihm eine Bildsäule in München setzen und seine Büste in der Walkhalle zu Regensburg aufstellen. Auch in Bad Ragaz ließ der König 1856 auf dem Grabe Schellings ein Denkmal errichten.

Durch die besondere Liebenswürdigkeit des Gemeinde-Ammanns von Ragaz, des Herrn B. Rist — dem ich auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank ausspreche —, bin ich in die Lage versetzt, Auszüge aus dem Protokoll des katholischen Kirchen-Verwaltungsrats von Ragaz über diese Leichenfeier im folgenden hier mitzuteilen:

### Schellings Begräbnisfeier.\*)

Worte am Grabe meines im Herrn ruhenden Vaters, von Friedrich v. Schelling, Diakon in Weinsberg.

Nur wenige, aber tiefühlende Zeugen sind es, welche um dieses Grab stehen. Der Herr hat es ge-

\*) Aus „Bausteine in Predigten für eine evangelische Kirche in Ragaz.“

öffnet zu einer Zeit, da wir's nicht vermeinten, und an einem Orte, den Er gewählt hat, der einem jeden nach seinem unerforschlichen und allein weisen Willen seine Grabstätte anweist und auch den Ort seines Grabes. Ich aber, als derjenige Sohn des Entschlafenen, der ein Diener des Wortes Gottes ist, kann es nicht lassen, an diesem Grabe etwas zu sagen zum Lobe Gottes. Ja, uns ist bange, aber wir verzagen nicht, denn wir sprechen mit Hiob: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!

Der Herr hat den entschlafenen Vater nicht uns allein gegeben; er hat ihn Vielen geschenkt. Denn Gott, der da hieß das Licht aus der Finsternis hervorleuchten, hat dem Entschlafenen einen hellen Schein gegeben in sein Herz, auf daß durch ihn für Viele entstünde eine Erkenntnis von der Herrlichkeit Gottes in den Tiefen und Höhen der geheimnisvollen Natur, sondern vor allem auch eine Erkenntnis von der Klarheit Gottes im Angesichte Jesu Christi, der unser aller Herr und Erlöser ist. Dadurch ist unser hingegangener Vater vielen, vielen zum Segen geworden und ist ein Rüstzeug dessen auf Erden gewesen, der die Menschenkinder hie und da würdigt, daß sie vor andern hineinschauen dürfen in die Tiefen der Schöpfung und Erlösung, in seine allerheiligsten Geheimnisse, in welche, wie die Schrift sagt, auch Engel gelüftet, hineinzuschauen.

Darum sei Gott gepriesen, der Großes getan hat an diesem unserm Entschlafenen, und jetzt noch Grö-

ßeres tun wird; denn jetzt wird ihm Gott Alles zeigen in seinem Lichte, in welchem wir allein das Licht sehen und wird ihn durchschauen lassen den großen Zusammenhang, nach welchem zu forschen sein unablässig Bestreben war, so lang ein Odem in ihm gewesen ist. Dessen freuen wir uns mit ihm, obwohl unter Tränen; es wird ihm leicht sein bei dem Herrn; es wird ihm wohl sein, den nun zu sehen, an welchen er glaubte, ob er ihn gleich nicht sah, und welchen er liebte, wiewohl er ihn nicht gesehen. (1. Petri 28.)

Was der Entschlafene uns, den Seinigen, was er unserer Mutter, seiner getreuen Lebensgefährtin, die der Herr tröste, was er seinen Kindern gewesen, das weißt du, o Vater im Himmel! Sein Geist und sein Herz strahlte auf uns mit reichlichem und stets milderem Scheine die Liebe aus und die mannigfache Erkenntnis, die in ihm war. Er war voll der zärtlichsten Fürsorge für die Seinen, nicht aber, als ob er gedacht hätte, selbst etwas sorgen zu können, sondern sein Vertrauen war auf den himmlischen Vater gerichtet, dessen Treue fester steht als die Berge, welche auf dieses Grab herabblicken. Dieser Treue, der Treue dessen, der ein Sachwalter der Witwen und ein Vater der Waisen ist, befehlen wir unsere Mutter und uns.

Ja, lieber, himmlischer Vater! Du, ohne dessen Wille kein Haar von unserm Haupte fällt; du, der du allezeit Gedanken des Friedens über uns gehabt und uns bisher gesegnet hast ohne all' unser Ver-

Rohut, Maximilian II. von Bayern.

dienst und Würdigkeit, nimm du in deine gnädige Obhut uns hinterbliebene. Sei du die Stütze unserer Mutter. Zieh' deine Hand nicht von uns ab. Du hast sie jetzt schwer auf uns gelegt; erbarme dich über uns und laß aus dieser Prüfung eine Frucht des Glaubens und der Geduld bei uns hervordachsen. Stelle, o Vater, deine Engel um dieses Grab, das die Freundlichkeit teilnehmend der Mitchristen uns gegönnt hat. Erquickte den Lebensmüden, dessen Hülle hier ruhen darf bis auf den Tag der Auferstehung, mit der Erquickung, die von deinem Angesichte kommt; leite seinen Geist zu den lebendigen Wasserbächen, die bei dir fließen, denn du hast verheißen: Ich will dem Durstigen geben Wasser des Lebens umsonst (Apost. 21, 6). Vereinige uns einst wieder mit ihm nach vollbrachtem Laufe, denn, wir leben oder wir sterben, Herr, so sind wir die deinen. Du hast uns erlöset! Amen.

#### Abdankung

von

Dr. philos J. A. S. Federer, Dekan und kathol. Pfarrer in Ragaz.

Im Garten des Hauses, das uns in dieser ersten Stunde vereinigt, im Gottesgarten des Gotteshauses, haben wir soeben gleich dem Sämann in die Furche der Muttererde niedergelegt ein Samenkorn, daß es reife auf den Tag der Garben, wir haben dem Grabe, zugleich aber auch dem Sieger über Tod

und Grab, anvertraut die irdische Hülle des am 20. August (1854), am Tage des Herrn, Abends gegen 8 Uhr vom Herrn hinübergerufenen großen Denkers: Friedrich Wilhelm Josef v. Schelling, Doktor der Philosophie, Medizin und Theologie, Königl. preuß. wirklicher geheimer Oberregierungsrat, Prof. der Philosophie an der Königl. Hochschule in Berlin, Mitglied d. Institutes v. Frankreich, der Akademien d. Wissenschaften zu München und Berlin, Großkreuz usw.

Der Selige ward geboren zu Leonberg im Königreich Württemberg, am 27. Januar 1775. Nach vollendeten Studienjahren an den Hochschulen Leipzig und Tübingen — woselbst er der Theologie und Philosophie sich widmete — und Jena noch am Schlusse des scheidenden Jahrhunderts, betrat der vierundzwanzigjährige Jüngling die öffentliche Laufbahn im Reich der Wissenschaften 1798 in Jena als außerordentlicher Professor der Philosophie als Nachfolger Fichtes, dessen Schüler er dort gewesen. 1803 übernahm er dieselbe Stellung an der Hochschule in Würzburg; 1808 wurde er Mitglied der Akademie der bildenden Künste in München, deren Direktor und Generalsekretär er war. 1812 wählte er sich zur Lebensgefährtin die Tochter des Dichters Gotter in Gotha, Angelika Amalia Paulina. Tod des Vaters überleben sechs Kinder eine segneten glücklichen Ehe, drei Söhne und drei. Zwei Söhne folgen hier dem Sarge des Dr. jur. Paul, Professor in Erlangen, den

kunde gestern abend hierher führte, und der hochw. Friedrich v. Schelling, Diak. in Weinsburg, der heute früh ankommend, statt den Liebsten noch lebend zu finden, das furchtbare Wort aus dem Munde der Mutter vernehmen mußte und soeben am Grabe durch Betrachtung und Gebet christliche Herzen gerührt und erbaut hat.

1820 kam Schelling als Professor an die Universität Erlangen, bis er bei Errichtung der Königl. bayrer. Hochschule in München 1825 als Lehrer der Philosophie und Vorstand der k. Akademie der Wissenschaften noch höher zu leuchten die Bestimmung erhielt. 1841 nach seiner Thronbesteigung gelang es dem für Hebung der Erde der Staaten, nämlich der Pflege der Wissenschaften und Kunst, sorgenden König von Preußen durch Berufung Schellings den Glanz der Universität Berlins zu mehren.

In jenem Alter, das in den Psalmen des königlichen Propheten als das Hochmaß der Pilgerschaft dem staubgewordenen Teile des Menschen bezeichnet ist, im achtzigsten Lebensjahre, kam Schelling in Gesellschaft der Gattin und Schwägerin, nachdem er am 12. Juli Berlin verlassen und auf der Reise in Gotha eine Tochter und in Erlangen einen Sohn besucht hatte, heute vor vier Wochen auf den hoffenden Rat der Aerzte nach Ragaz, um an der von Pfäfers hergeleiteten Quelle jene Linderung zu schöpfen, welche von der berühmten Gottesgabe so oft schon und vorzugsweise schwachen Greisen zuteil geworden ist. Der Selige war durch die Sorge der

Liebenden in das warme Bad gebracht, doch nicht zu leiblicher Genesung stieg der Gottesengel hernieder, die Wasser zu bewegen, es war der Gottesbote mit löschender Sackel, um in sanftem Entschlummern den Seligen zum ewigen Frieden hinüberzurufen.

Erwarten Sie, verehrte Trauergäste, hier in der ländlichen Kirche vom einfachen Dorfpfarrer nicht gelehrte Worte über den großen Toten. In Leonberg, wo seine Wiege stand, in Maulbronn, wo sein seliger Vater als Prälat gelebt, in Jena, Würzburg und Erlangen, wo der Selige dem Lehramte vorgestanden, in den Königstädten München und Berlin, allüberall in den Ländern deutscher Zunge und deutscher Brüder werden Vereine, Korporationen, Akademien, Universitätsenate in gelehrten Perorationen den teuern Heimgegangenen feiern, dessen nicht bloß in Europa, sondern in allen Erdteilen bekannter Name für sich schon eine Lobrede, ein Monument der Geistesgröße geworden ist. — Die Vorsehung hat gewollt, daß der Selige hier, entfernt von Prunk, in stiller Abgeschiedenheit, seine Erdentage abschließe, wohl auch darum, damit hier werde eine bescheidene, demütig-christliche Grabesfeier von den tiefverwundeten und gewiß auch von den übrigen warm mitfühlenden christlichen Herzen.

Lebensaufgabe des Seligen war das Forschen, das Ringen unseres Geistigen nach dem Ewigen und Unendlichen, damit er seinen und folgenden Zeiten werden möge ein Leitstern aus dem Materiellen zum Göttlichen. Durch seine wissenschaftliche Lebensrich-

tung (Naturphilosophie) und durch das schöpferische Walten seines akademischen Amtsbruders, des greisen Alexander von Humboldt, sind die Forschungen in unserer Zeit in noch ungemessenem Gebiete der Natur, oder sagen wir's besser und christlicher, der Schöpfungen Gottes zu einer heiligen Wissenschaft geworden. Der Selige hat, edeln Charakters wie wenige, nicht sich selbst suchend die von Gott gegebene Aufgabe gelöst und harret der Hinterlassenen drüben; so glauben, so hoffen wir mit Christenzuversicht, im Besitze dessen, was er für sich und die Brüder redlich gesucht, was kein sterblich Auge gesehen, kein Ohr gehört, in keines Menschen Herz hernieder gestiegen. Wir sind berechtigt, am Grabe des großen Philosophen christlich erhebenden Betrachtungen uns zu überlassen. Wir haben diese Berechtigung nicht erst zu suchen in den wissenschaftlichen Systemen, über deren Gehalt und Bedeutung unter den Geistern fruchtbare Bewegung, reges Leben, selbst auch ein wohlthätiger Kampf der Intelligenzen waltet. Wir haben für Schelling christliche Zeugnisse. Ein solches ist die Berufung durch jenen König, den die, welche ihm zur Seite stehen, den christlichen, den religiösen, nennen; eine solche ist die Verehrung und innigste Anhänglichkeit eines Königssohnes an seinen frühern Lehrer, auch auf dem Throne noch. Ein vollgültiges Zeugnis von einem in der wissenschaftlichen wie in der christlichen Welt hochgefeierten Manne, den ich im schönsten Sinne des

Wortes den Frommen nennen möchte, ist das des theol. Dokt. jubil. Gottfried Heinrich Schubert, dessen neulich erschienener erster Band einer Selbstbiographie Sie mir anzuführen erlauben wollen. In diesem Buche, überschrieben „Der Erwerb aus einem vergangenen, die Erwartung von einem zukünftigen Leben“, sagt er:

„Was war es, das Jünglinge wie gereifte Männer von nah und fern so mächtig zu Schellings Vorlesungen hinzog? War es nur die Persönlichkeit des Mannes oder der eigentümliche Reiz des Vortrages, darin diese anziehende Macht lag? Allerdings, wenn ich aus eigener Erfahrung sprechen darf, war der Eindruck, den diese Persönlichkeit machte, von so ungemeiner Art, wie ich ihn bei keinem andern Universitätslehrer meiner Zeit gefunden. Schelling war, da ich ihn hörte, seinen Jahren nach ein Jüngling unter uns Jünglingen; die Ehrerbietung, mit welcher wir ihn alle betrachteten, galt einer anderen in seinem ganzen Wesen liegenden Würde als jene ist, die das höher gereifte Alter und die vieljährige Erfahrung einem ergrauten Haupte verleihen. In seinem lebendigen Worte lag eine hinreißende Kraft, welcher, wo sie nur einige Empfängnis traf, keine der jungen Seelen sich erwehren konnte. Es möchte schwer sein, einem Lehrer unserer Zeit, der nicht, wie ich, jugendlich teilnehmender Hörer war, es begreiflich zu machen, wie es mir, wenn Schelling zu uns sprach, öfter zu Mute war, als ob ich Dante, den Sohn einer nur

dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte. Der mächtige Inhalt, der in seiner wie mit mathematischer Schärfe in Lapidarstyl abgemessenen Rede lag, erschien mir wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verstehenden Geistes ist."

Daß Schelling tatsächlich gläubiger Christ war und ist, das hat er bei jeder Gelegenheit, wo es galt, öffentlich bekannt.

Im Namen der schwer heimgesuchten Witwe, der Kinder und Enkel, im Namen der ihnen befreundeten Familien, des hier anwesenden kgl. preuß. Staatsrates, Prof. v. Savigny, der so unerwartet für diesen Tag zum Repräsentanten der Akademie und Hochschule Berlin am Grabe des Verewigten geworden, danke ich den verehrten Trauergästen, besonders den lieben anwesenden Schülern des Verewigten und seinen Verehrern für den christlichen Liebesdienst der Grabbegleitung. Dann danke ich auch den Teilnehmenden aus dieser Pfarrgemeinde, die sich zu einem weniger gewohnten, allgemein gottesdienstlichen und christlichen Werke hier vereinigt haben. Zwar ist die katholische Kirche eifersüchtig auf alles, was sie kennzeichnet, und sie wahret sorgsam Erwerb und Besitz; gerne aber gibt sie auch bei Anlässen, wie der heutige ist, Zeugnis davon, wie sehr sie wünscht, daß wir alle uns nähern und einigen im Zeichen der Erlösung — des Kreuzes, das wir hoffnungsvoll und glaubens-

treu über dem Staube des im Herrn Entschlafenen aufgepflanzt, damit bald, ja bald erfüllt werde das verheißende Wort: Es wird eine Herde und ein Hirte sein! Amen.

\* \* \*

Auszug  
aus dem Verhandlungsprotokoll des  
kath. Kirchenverwaltungsrates von  
Ragaz.

Sitzung vom 22. August 1854.

Auf die gemachte Mitteilung des hiesigen Pfarramtes, daß die hochverehrten Hinterlassenen des in hier verstorbenen Herrn Prof. und Geheimrates Friedrich Wilhelm Josef v. Schelling aus Berlin dessen Leiche auf hiesigem Friedhofe beerdigen zu lassen wünschen, in der Voraussetzung, daß das Grab nicht geöffnet und für andere Leichen benützt werden möchte, hat der Verwaltungsrat

In Berücksichtigung, daß durch den gegebenen Fall das Bedürfnis eine ausnahmsweise Abänderung der hiesigen Friedhofordnung vorliegt,

Im Einverständnis mit dem Pfarramte und der polizeilichen Behörde beschlossen:

1. Der Platz zwischen dem Leichenhause und der Kirchgasse ist zu Privat-Begräbnisplätzen für ausnahmsweise Fälle bestimmt, die aber jedesmal wenigstens mit Frs. 220.— an die Kirchenkasse,

der die Unterhaltung des Gottesacker obliegt, zu vergüten sind.

2. Der Kirchenverwaltungsrath entscheidet nach Rücksprache mit der Gemeindepolizei und dem Pfarramte bei einzelnen Fällen, ob Gründe vorhanden sind, Privatbeerdigungsplätze zu bewilligen.

3. Für Herrn Prof. v. Schelling aus Berlin ist ein Privatbeerdigungsplatz zu bewilligen.

\* \* \*

Es war ein sehr pietätvoller Gedanke des Königs Maximilian II. von Bayern, daß er seinem innigstgeliebten Lehrer und Freunde in jenem Orte, wo Schelling seine Seele aushauchte, ein würdiges Denkmal errichten ließ. Ueber die Entstehungsgeschichte dieses Monumentes, die Einweihung desselben und die andern damit zusammenhängenden Umstände ist bisher im allgemeinen nur wenig bekannt geworden. Es dürfte deshalb unsere Leser interessieren, hierüber etwas Näheres und Zuverlässiges zu erfahren. Ich verdanke diese Mitteilungen der besonderen Liebenswürdigkeit des Stadtbibliothekars des Kantons St. Gallen in der gleichnamigen Stadt, Herrn Professor Dr. Johann Dierauer, der nicht allein die Güte hatte, mir Auszüge aus den Blättern von St. Gallen — Ragaz ist ein Badeort und Dorf im Kanton St. Gallen — jener Zeit, die sich über die Denkmalsenthüllung äußern, anzufertigen, sondern mir auch den bisher ungedruckten Briefwechsel zur Verfügung zu

stellen, den die Kantonalregierung von St. Gallen über die Denkmalsfrage zu jener Zeit führte.

Was zunächst die damaligen Presseberichte betrifft, sei hier zuerst ein Referat des Pfarrers Joseph Anton Sebastian Federer in Ragaz im „Neuen Tageblatt der östlichen Schweiz“, 1856, 22. August, Nr. 46\*) wiedergegeben.

Einleitend wollen wir bemerken, daß der im Jahre 1793 in Berneck im St. Gallischen Rheintale geborene und im Jahre 1886 im hohen Greisenalter verstorbene Federer seit 1844 Pfarrer in dem genannten Badeorte war und als Schulmann wie als Priester hoher Verehrung sich erfreute. Durch seine Predigten, denen Kurgäste verschiedener Konfessionen mit wahrer Erbauung lauschten, zog sich der milde, humane Geist seines väterlichen Freundes, des Freiherrn Ignaz Heinrich Karl von Wessenberg, des bekannten katholischen Theologen und fruchtbaren Schriftstellers, überhaupt der eines Theologen der alten Schule. Die jüngeren ultramontanen Heißsporne haßten ihn deshalb, und es wollte ihnen denn auch nicht passen, daß Schelling wesentlich durch des Pfarrers Federer Bemühungen seine Grabstätte auf dem katholischen Friedhofe in Ragaz fand. Bis an sein Ende stand Federer in freundschaftlichem Verkehr mit dem St. Gallischen Regierungsrath und Nationalrat Johann Matthias Hungerbühler (1804—84).

\*) St. Gallen, Druck und Verlag von Koppel und Buff.

Dieses Referat in dem konservativen Organ hatte folgenden Wortlaut: „Korrespondenz aus dem Oberland. Heute am 20. August ist der 2. Todestag des Philosophen Schelling, geboren 1775, gestorben den 20. August 1854, als Kurgast im „Hof“, Ragaz. Der König von Bayern, ehemaliger Schüler dieses großen Lehrers, setzte demselben auf dem Gottesacker in Ragaz ein Denkmal, des hohen Schülers, wie des gefeierten Lehrers würdig. Seit dem 15. d. Mts. steht dasselbe vollendet da. Öffentliche Blätter sprachen von einer am 20. d. Mts., also heute, stattfindenden feierlichen Enthüllung dieses Monumentes, was indessen alles unterblieb. Eifrige Verehrer des Verbliebenen glaubten, eine stille Erinnerung an den Hingeshiedenen ehre denselben gewiß ebenso sehr als Versammlungen, Reden und Gesänge auf dem Gottesacker zu Ragaz.

Was aber das Denkmal selbst anbelangt, bedarf es gar keiner öffentlichen Feierlichkeit oder einer Einweihung. Geräuschlos hat die hohe Kunst dasselbe erstellt und selbst eingeweiht. Die heilige Weihe ist unverkennbar über das ganze Monument ausgegossen. Eine Laienfeder könnte sich leicht ver-sündigen, wollte sie es wagen, eine gründliche und kritische Beschreibung zu geben. Wir unterlassen darum solches Wagnis und sagen bloß, das Schellingdenkmal trägt den königlichen Stempel in seiner Idee sowohl als seiner Ausführung an der Stirn. Wie der Urheber desselben ein König ist, so charakterisiert sich der Künstler als König in der Bild-

hauerkunst. Der braune Granitsockel ist ein Araboner Stein. Gleich wie Schellings sterbliche Hülle in Schweizererde liegt, sollte der Sockel seines Monumentes auch Schweizerstein sein. Dasselbe ist zwischen 9 und 10 Fuß breit. Darüber steht ein roter Stein aus Salzburg, der weiße Marmor kommt aus Tirol (von Schlanders) her. Das Ganze mißt 15½ Fuß hoch und das Gewicht aller Steine, klein und groß, beläuft sich auf 217 Zollzentner. In der Mitte erblickt man Schelling als Lehrer, mehrere Schüler vor ihm. Dieses Tableau in weißem Marmor mag etwa 3 Fuß Breite und 2½ Fuß Höhe haben. Hoch über demselben steht Schellings Büste in einer Nische, die von zwei Grazien getragen wird. Sowohl im Bilde des Lehrers als in der Büste erkennt man leicht das Porträt Schellings. Das Ganze macht einen wunderbaren Eindruck von Großartigkeit und künstlerischer Ausführung. Einstweilen umgibt ein einfacher Lattenzaun das blumenbekränzte Grab samt Denkmal und wehrt unvorsichtige oder frevelnde Hände ab. Ragaz hat an Schelling und dessen Denkmal zwei köstliche Perlen gefunden, es wird sie sorgfältig ehren.“

Was hier in dem konservativen Organ der Schweiz von dem königlichen Monument gesagt wird, wird auch in dem liberalen Organ jener Zeit, in der St. Galler Zeitung (1856, 24. August, Nr. 200), bestätigt. Wir lesen dort: „Das Schelling-Denkmal wird von allen Seiten als ein Meisterwerk gerühmt. Ein Einsender im

„Bündner Tageblatt“\*) nennt es das schönste Monument in der Schweiz. Dasselbe ist über dem Grabe des großen Denkers aufgestellt, rechts am nördlichen Ende des Friedhofes, neben dem schönen Leichenhäuschen. Mag ungefähr 18 Fuß sein, ein Parallelogramm mit einem gleichschenkligen breiten Dreieck als Giebel. Im Dreieck ist die symbolische Raupe angebracht; im Parallelogramm ist eine Nische, welche das aus feinstem, schneeweißen Marmor gehauene, wohlgeschaffene Bildnis Schellings in Lebensgröße als Büste enthält; weiter unten befindet sich ein Basrelief im antiken Stile, Schelling als Sokrates unter seinen Schülern darstellend, worunter der königliche Stifter des Denkmals, Max der Zweite von Bayern, wie er in seinem 20. Lebensjahre ausgesehen. An den Seiten stehen zwei weibliche Genien, prachtvoll gearbeitet, ebenfalls von blendend weißem Marmor, und viel proportionierter als unsere arme Helvetia auf den Silbermünzen. Das prächtige Monument hat aber auch seine würdige Einfassung: links den hohen Gonzon- und Schollberg, rechts den Mellberg, Luziensteig (Sebastopol der Schweiz), den hohen, kahlen, ab-

\*) Der Artikel aus dem „Bündner Tageblatt“ wird übrigens auch im „Tageblatt der Stadt St. Gallen“ (1856, 25. August, Nr. 199) abgedruckt mit der Beifügung: „Das Monument ist unter den Schutz der Gemeinde Ragaz sowie unter denjenigen des Staates insbesondere gestellt.“

schüssigen Falknis und den schönen, wolkennahen, über 9200 Fuß hohen Sceaplana.“\*)

Diesen beiden Berichten mag noch ein dritter im Organ der konservativ-ultramontanen Partei des Kantons St. Gallen, in „Der Wahrheitsfreund“, an die Seite gestellt werden. Dort lesen wir in der Nr. 34 vom 22. August 1856:

„Ueber das Denkmal, das der König Maximilian II. von Bayern dem in Ragaz am 20. Aug. 1854 verstorbenen Philosophen Schelling daselbst auf den 20. d. Mts. aufstellen ließ, berichtet uns ein Freund: Das Gewicht des Marmors usw. beträgt 215 Zentner, das Ganze besteht aus 36 Stein-  
stücken, die durch eigene Vorrichtung besonders fest ineinander gefügt sind; die Gesamtkosten werden zu 10 000 Frs. angegeben. Es waren während acht Monaten acht bis zwölf verschiedene Künstler und Arbeiter daran beschäftigt. Die Aufstellung war am 16. d. Mts. vollendet. Was die Ausführung selber betrifft, so zeigt dieselbe in einfach griechischem Stile unten auf dem Sockel eine Inschrift, weiter oben eine kleinere Darstellung in vertiefter Arbeit, Schelling im Kreise von sieben Schülern, darunter Max selbst, im Hintergrunde eine Säulenreihe, ferner oben in einer Nische die Büste des Philosophen; zu beiden Seiten unter dieser Büste und einem breiten Querstein stehen zwei weibliche Figuren, die in der einen Hand einen Griffel, in der andern

\*) Letzterer ist von Ragaz aus nicht sichtbar.

eine Schreibtafel halten, auf welcher der Geburts- und Sterbetag usw. angebracht ist. Auf dem Grabe, das mit Blumen bepflanzt ist, steht ein Kreuzchen, an diesem hing am 20. d. Mts. ein Kränzchen verschiedener Gartenblumen, auf jenem befand sich ein Lorbeerkranz. Anderweitige Festlichkeiten unterblieben und mit Fug. Das schöne Denkmal gefällt und freut jedermann, der es bis jetzt gesehen, und wird auch von Kunstkennern als geschmackvoll und gelungen gerühmt. Möchte auch unsere Regierung bald dem vaterländischen Andenken an die hohen Taten unserer Altvordern auf dem hiesigen Kampfelde vom 6. März 1446 namens des Kantons oder der Eidgenossenschaft in Ragaz ein solches Zeugnis setzen, wie jener Fürst in dem beschriebenen Denkmal seiner Pietät gegen seinen verstorbenen Lehrer gestellt hat."

Im „Tageblatt der Stadt St. Gallen“ (1856, 21. August Nr. 196) ist die kurze Notiz enthalten, daß tags vorher das Monument Schellings in Ragaz aufgestellt worden sei, und daß der königlich bairische Oberbaurat und Professor Ziebland (1)\* nach Ragaz gekommen sei, um die Aufstellung dieses herrlichen Werkes zu leiten.

\* \* \*

\*) Es soll wohl heißen Friedrich Georg Ziebland, der Schöpfer des Schellingdenkmals.

Hieran reihen wir eine Abschrift des Protokolls des Kleinen Rates, d. i. des Regierungsrates von St. Gallen,\*) also lautend:

„18. August 1856. Mit Zuschrift vom 16. d. Mts. berichtet Herr Gemeindeammann Chiodera in Ragaz, daß das von König Maximilian II. von Bayern seinem am 20. August 1854 im „Hofe“ Ragaz verstorbenen Lehrer Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling bestimmte Grabmonument vom 10. bis 16. d. Mts. durch Herrn Oberbaurat und Akademieprofessor Friedrich Georg Ziebland auf dem neuen Gottesacker in Ragaz gesetzt worden sei. Beigelegt ist die Kopie eines von den Ortsbehörden und dem Pfarramte von Ragaz an Herrn Ziebland erlassenen Schreibens, worin sie ihm für die Ausführung des Werkes ihren Dank und gegen ihn zu Händen des Königs die Versicherung aussprechen, daß sie dem Monumente alle Zeit ihren Schutz angedeihen lassen werden. Der Gemeindeammann gibt hiervon dem Kleinen Rate Kenntnis, damit auch von Seite des Letzteren gutfindenden Falles die Versicherung des obrigkeitlichen Schutzes gegen den königlichen Stifter des Denkmals ausgesprochen werden möge.

#### Beschluß.

Dem Gemeindeammannamt von Ragaz zu Händen der dortigen Ortsbehörden und des Pfarr-

\*) Im Staatsarchiv des Kantons von St. Gallen.  
Rohut, Maximilian II. von Bayern. 13

amts zu eröffnen: der Kleine Rat habe mit Befriedigung die Errichtung des Grabmonuments für den verstorbenen Professor Schelling auf dortigem Friedhofe vernommen, und er billige vollkommen die darauf bezüglichen Zusicherungen an Herrn Prof. Ziebland, er sehe sich jedoch nicht veranlaßt, auch von sich aus noch eine ähnliche Zusicherung zu erteilen.

12. September 1856.

Das Baudepartement berichtet: Das katholische Pfarramt von Ragaz habe mit Zuschrift vom 5. ds. das Gesuch gestellt, der Kl. Rat möchte Fürsorge treffen, daß das Grabmonument des verstorbenen Professors Friedrich Wilhelm Joseph Schelling in Ragaz durch eine geeignete und würdige Einfriedigung vor Verderbnis geschützt werde.

#### Beschluß.

Es sei das fragliche Denkmal auf Rechnung der Verwaltung des säkularisierten Klosters Pfäfers mit einem angemessenen Gitter zu umgeben und das Baudepartement eingeladen, Plan und Kostenberechnung darüber dem Kl. Räte vorzulegen."

\* \* \*

Den Schluß mögen 13 in der St. Gallener Stadtbibliothek aufbewahrte, bisher ungedruckte Originalbriefe aus den Jahren 1855 und 1857

bilden, die mir, wie gesagt, durch den genannten Herrn Stadtbibliothekar Professor Dr. Joh. Dierauer zugänglich gemacht wurden.

Einleitend sei noch einiges über die betreffenden Persönlichkeiten bemerkt:

Selig Wilhelm Kubly bei Altstätten in St. Gallen (1802—72) war ein angesehener Architekt, der augenscheinlich von der Regierung den Auftrag erhalten hatte, den Plan für die Einfriedigung des Denkmals auszuarbeiten.

Georg Friedrich Ziebland, geboren 7. Februar 1800 in Regensburg und gestorben 24. Juli 1873 in München, war ein hervorragender Architekt, Professor der Baukunst an der Münchener Akademie und Oberbaurat. Sein Hauptwerk ist die Basilika in München, von 1835 bis 1850 ausgeführt. Nach dem Tode Dom Quaglios vollendete er die Burg Hohenschwangau und übernahm nach dem Tode Ohlmüllers den Ausbau der Auerkirche.

Moriz Rugendas, geboren 29. März 1802 in Augsburg und gestorben 29. Mai 1858 zu Weilheim in Oberbayern, war ein namhafter Maler und Zeichner, berühmt durch seine Reisen nach Mexiko, Kalifornien, Chile, Peru, Bolivia, wo er die Altstädter von Tia Kuanaco und Cuzco, die patagonische Küste, die La Platamündung, Montevideo, die Parana, Uruguay und Rio de Janeiro zeichnete. Diese Sammlung von 3353 Studien, enthaltend Oel- und Bleistiftzeichnungen, kaufte 1848 die bayerische Regierung an.

Diakonus Schelling war, wie man weiß, ein Sohn des Philosophen.

\* \* \*

1. Architekt Kubly an Federer: „St. Gallen, 31. Januar 1855. Hochverehrter Herr und Freund! Schon im November bei der letzten Großratsitzung übermachte mir Freund Egger\*), den ich ebendasselbst nicht zu Gesicht bekam, Ihre verehrlichen Zeilen mit dem Ansuchen, daß, wenn ich etwas über Schellings Grabmonument inne werde, es Ihnen mitteilen zu wollen. Ihre Notizen hatte ich an Rugendas, der noch bei mir war, selbst übergeben. Kurze Zeit darauf kehrte Rugendas nach München zurück, aber trotzdem, daß er schon zweimal geschrieben, erwähnte er mit keiner Silbe dieses Gegenstandes. Ich weiß, daß er persönlich mit dem König darüber sprechen wollte. Ob es geschehen oder sich keine Gelegenheit dazu geboten hat, ist mir unbekannt. Von Ziebland habe ich auch nichts mehr erfahren. Von Rugendas weiß ich, daß es ihm ernst ist, die Sache zu fördern. Vielleicht wäre es aber gut, wenn er ein wenig gestubst würde. Wie wäre es, wenn Sie ihm schreiben würden, um eine Nachfrage zu halten? Ein Brief von Ihnen freut ihn, das weiß ich. Er ist sehr schreibselig und führt eine kolossale Korrespondenz in alle Weltgegenden. Ich verspreche Ihnen, daß der Brief nicht unbeantwortet bleibt, und

\*) Badedirektor Fabian Egger in Ragaz.

dann wissen Sie doch, wie es steht und sind vielleicht gar eine Ursache, daß die Sache nicht schlafen geht.

Tun Sie das! Werde ich etwas inne, so sollen Sie es gleich wissen. An Ziebland mag ich nicht schreiben, weil ich aus Erfahrung weiß, daß er nie auf Geschäftsbriefe antwortet.

Inzwischen genehmigen Sie den freundschaftlichen Gruß von Ihrem ergebenen

Kubly, Architekt.“

2. Kubly an Federer: „St. Gallen, 20. April 1855. Verehrtester Herr und Freund! Ich weiß grade nicht, wo ich Ihren werten Brief hinverlegt habe. Er wird sich wohl finden und schicke ich das Schreiben von Rugendas Ihnen nach. Wie mir von München berichtet wird, schiebt sich Ziebland an, in den nächsten Tagen nach der Schweiz zu kommen. Ich stelle mir vor, daß er zuerst mich besuchen wird, um zu kuren, was für ein Wind weht in Ragaz. Ziebland und Rugendas sind mir gleich befreundet, der eine hat diese Laune, der andere eine andere. Ziebland ist bedächtlich — Geheimniskrämer bis dort hinaus, aber offen gegen mich. Er ist immer um den König herum, in Hohenschwangau sein Gesellschafter, sein Lehrer in der Architektur. Der König wird alles inne, was Sie ihm sagen und mit den gleichen Worten, wie Sie es ihm sagen. Ziebland ist Protestant, ausgezeichneter Architekt, Erbauer der Basilika und des Kunstausstellungsgebäudes, lebt abgeschlossen

von allen andern Künstlern und für sich, eine Art Klausner, ist Ritter des neuen Maximilianordens und somit von und hoffähig, aber höchst einfach und schlicht in Umgebung und Leben. Das ist Zieblands Porträt, großer Künstler, aber ein wenig Pedant. Rugendas kennen Sie, den brauche ich nicht zu schildern — er hat auch an mich so einen närrischen Brief geschrieben wie Ihnen. Gegen Ziebland werden Sie besser tun, fragend aufzutreten in Bezug auf das fragliche Monument — gehen Sie mit seiner Ansicht nicht einig, so wollte ich schon dazwischen treten — ich vermag was auf ihn. Ich glaubte aber, je mehr er auf das Monument verwenden will, desto besser. Ein Kreuz tut er Ihnen schon hin. Uebrigens wirft der König sein Geld auch nicht gerade zum Fenster hinaus — den kenne ich auch. Wollen Sie mehr wissen, so stehe ich zu Diensten.

Ihr treu ergebener Freund  
Kubln, Architekt.

Kommt Ziebland zuerst zu mir, so spioniere ich und schreibe es Ihnen.“

3. Kubln an Federer: „St. Gallen, Frühjahr 1857. Hochwürdiger Herr und Freund! Sie kämen um Beichtstuhl und Handwerk, wenn nicht mehr gesündigt würde. Das wäre mir sehr leid für Sie. Daß das aber nicht geschehen wird, davon bin ich ein lebender Zeuge, ein Prachtexemplar eines Sünders. Ich begeben mich daher direkt in

Ihr Konfessionat und bitte Sie, mir ein gnädiges Ohr zu leihen und mich wieder auf den rechten Weg zu leiten, zu absolvieren in quantum potes und ich bedarf. Es heißt sonst, wir haben viel gesündigt durch Wort und Tat. Nun ist aber das ganz kurios. Ich bin mir gerade das Gegenteil bewußt — mich drückt 's, weil ich kein Wort von mir hören, keine Tat von mir sehen ließ. Ein böses Wort und eine schlimme Tat können Sie absolvieren, aber wo kein Wort und keine Tat ist, wie schaut 's da aus? Machen Sie es kurz, lieber Beichtvater, sagen Sie, ich sei ein leichtsinniger Mensch, ein fauler Bursche gewesen und soll mir solche Trägheit in Zukunft nicht mehr zu schulden kommen lassen. Darf ich nun wieder heraus aus dem Beichtstuhl? — Die Kniee tun mir weh. Freund Real hat seinerzeit nicht ermangelt, mich zu stubsen, um Ihnen zu schreiben. Ich war eben mit dem Geländeplan beschäftigt und wollte aber erst abwarten, was die Regierung dazu sage. Nun die Sache genehmigt ist, erlaube ich mir, Ihnen den Originalplan zu senden, den Sie so lange behalten dürfen, bis das Geländer versehen ist, was bis Anfang Mai, spätestens den 8., geschehen soll.

Wie Sie sehen, bin ich wieder auf die erste Idee zurückgekommen, vom Leichenhaus zur Mauer in gerader Linie den Platz einzufassen. Wie ich früher und Sie später glaubten, das Grab einzufassen zu sollen, schien mir am Ende etwas zu störend, und in der Ausführung schwieriger und kostspieliger.

Ich glaube, das von der Regierung Genehmigte ist das Beste, was hierorts zu tun war.

Da nun die Arbeit sogleich zur Hand genommen wird, möchte ich Sie nur noch fragen, ob wir uns auf das Maß von 36,6 ganz genau verlassen dürfen. Wohl verstanden, neue Schweizer Maß! Es darf nämlich da kein Zoll fehlen, kein halber Zoll. Ferner möchte ich wissen, ob es besser ist, wenn ich die erforderliche Steinhäuserarbeit mit hier machen lasse oder ob Sie glauben, ich dürfte es wagen, das dortige Material durch die dortigen Arbeiter fertigen zu lassen.

Wie es schien, wird S. M. der König nicht so bald nach Ragaz kommen. Es wird jedenfalls Frühjahr werden. Sollte er aber doch kommen, bevor das Gitter aufgesetzt ist, so kann er doch wenigstens den Plan bei Ihnen einsehen.

Inzwischen genehmigen Sie die freundschaftliche Hochachtung und Ergebenheit Ihres alten getreuen  
Felix Wilhelm Kubly, Architekt."

4. Moritz Rugendas an Federer:  
„München, 31. März 1855. Sehr unartig dürfte Ihnen, verehrungswürdiger Herr Dekan, schon längst die nun bereits monatelange Verzögerung jeder Beantwortung Ihrer mir gewiß sehr schätzenswerten Zuschrift erschienen sein. Indem ich mich ansichle, das Versäumnis endlich gut zu machen, tritt mir erst recht klar vor Augen, in welcher ungünstigen Licht Ihnen mein Schweigen erscheinen mußte.

Ich hätte früher, wenn es auch nur unvollkommen geschehen konnte, den gewünschten Aufschluß geben können, wie ich allmählich erfahre, was für des großen Schellings Grabesdenkmal beabsichtigt werde — da ich auch nun jetzt noch keine wirklich präzise Mitteilung machen kann, so müssen Sie entschuldigen, daß ich des Sichereren gewärtig bisher anstand, Sie mit dem Unbestimmten zu unterhalten.

Aus allen eingegangenen Erkundigungen ging und geht hervor, daß es des Königs Maj. ernste Absicht ist, zu Ragaz ein, wie man sich hier auszudrücken beliebt, eines Königs würdiges Denkmal ihm zu setzen.

Da vom Architekten durch Freunde keinerlei Aufschluß zu erhalten war, beschränkte ich mich, der Redaktion der „Allgemeinen“ von Ihrer Erinnerung an Schellings Monument Kenntnis zu geben. Dr. Kolb\*) versprach mir sogleich, Gebrauch davon zu machen.

Als ich endlich hier mich mit dem Architekten zusammenfand, zeigte er sich zu meinem Befremden sehr unwillig, irgend eine Auskunft zu geben oder hinzunehmen. Er wies aufs Schönödeste jedes Eingehen auf eine Konversation von sich und zeigte sich fast eifersüchtig auf seinen alten Freund. Er war zum kalten Bürokraten und Höfling geworden.

\*) Jahrzehntlang Schriftleiter der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“.

Mit vielen guten Worten brachte ich ihn endlich dahin, mich zu besuchen und meinen Kolumbus, der am vollenden ist, zu sehen, und hoffte, das Gespräch ihm angenehm zu lenken.

Es war dies unmöglich; denn selbst die einfache Mitteilung Ihres Schreibens an Kubly und mich nahm er wie selbst die Hinweisung auf lokale Verhältnisse, welche doch wohl Berücksichtigung verdienen, nur sehr unwillig auf. Er schmeichelt sich in seinem Plane, alles vorausgesehen zu haben und hält dafür, daß die Wünsche und bestehenden Anordnungen einer Landesgemeinde und Pfarramts keine Schwierigkeiten vis à vis einem königlichen beauftragten Architekten bieten und auf diplomatischem Wege sans facon mit Euch Herren verfahren werden könne. Er brach sehr brüsk ab, und ich konnte kein Verlangen tragen, wieder mit ihm anzuknüpfen und ihn schriftlich aufzuklären.

Soviel wußte ich nun aus dem Munde des Architekten, daß Ihr schöner, stiller Kirchhof mit einem prunkenden Monument für Schelling geziert werden solle. Er sprach von Karnatiden, welche dabei angebracht würden, und äußerte die Absicht, sich selbst bald an Ort und Stelle zu begeben.

Vielleicht ist er zur Stunde schon bei Ihnen gewesen oder mit Ihnen. Ich wünsche, daß Sie dann seine Ideen passender finden als ich, der ich mir am Grabe des Philosophen kein prunkvolles Monument gedacht, nur eine Büste vor der Grabstelle, das Monument aber an dem Sitz der Wissenschaft und Schel-

lings Wirkungskreise — vor seiner Universität, wo er seine Ansicht als Lehrer Männern der Wissenschaft verkündigt, nicht da, wo er nur zufällig seine irdische Hülle prunklos und doch so rührend bestatten ließ . . .

Es ist nach den scharfen Worten Sieblands nichts mehr für mich in der Sache zu tun, obwohl dafür gesorgt bleibt, daß dem Könige Ihre Briefe vorgelegt werden und von Ihrem warmen Anteil Zeugnis geben, den Sie an dem Angedenken des von Ihnen zur Ruhe Bestatteten genommen und nehmen.

Auch wenn ich mich verstimmt und mißverstanden sehe durch den unpoetischen, trockenen Dienstmann, so hoffe ich, werden Sie durch des Königs Wunsch sehr erfreut werden und befriedigt bleiben.

Es freut mich, daß ich Ihnen mit Gegenwärtigem schon eine in der Akademie der Wissenschaften gelesene Dankrede von Dr. Hubert Beckers übermachen kann. Mit derselben ist ein Wunsch von Ihnen erfüllt, und das Befremden über das Still-schweigen oder die allzu kurze Erwähnung seines, des trefflichen Schellings, Hingangs in öffentlicher Sitzung erwidert. Auch dieses Zuwarten, bis die Denkrede gesprochen und im Druck ausgegeben wurde, ist Ursache, daß ich so spät Ihr so freundliches, mich so ehrendes Schreiben erwidere. Legen Sie die Denkschrift zu Ihren Akten als eine Erinnerung noch an den Reisenden, dem Sie sich so freundlich gezeigt und dessen Begleitung zur Ruhestätte des großen

Denkers und Weisen mir immer unvergeßlich sein wird.

Mit herzlichster Verehrung verharre ich  
Ihr ergebenster  
Moritz Rugendas."

5. Zieblaud an Federer: „München, 13.  
August 1855.

Hochwürdiger Herr!  
Hochzuverehrender Herr Dekan!

Schon längst hätte ich Euer Hochwürden den Empfang Ihrer werthen Zeilen und der inliegenden pfarramtlichen Zuschrift, welche letztere ich sofort bei Seiner Majestät dem Könige zur Vorlage brachte, anzeigen sollen. Geschäfte und ein Unwohlsein, das mich kurz nach der Reise von Ragaz auf dem Zürichersee befiel, weshalb ich auch meinen Aufenthalt in der Schweiz abkürzen mußte, und das sich in kurzer Zeit zu einem bedenklichen Grade steigerte, ist der Grund der Verzögerung, deretwegen ich um Entschuldigung zu bitten habe.

Es ist nun aber, da ich nächster Tage in ein etwas entferntes Bad abgehen will, wo ich bis Ende September zu verweilen gedenke, meine Pflicht, nicht länger zu zögern und Ihnen meinen verbindlichsten Dank sowohl bezüglich der obenerwähnten Zuschrift, als für Ihre freundlich zuvorkommenden Bemühungen überhaupt schriftlich auszusprechen.

Indem ich diese angenehme Pflicht erfülle, erlaube ich mir zugleich, der Verabredung gemäß, beiliegend eine Zeichnung von dem zu errichtenden Denkmal des sel. Schelling beizulegen, dem ich als Erläuterung beifüge, daß das Basrelief unter der Büste den Verewigten im Kreise seiner Schüler darstellt, deren einer der durchlauchtigste Fundator selbst ist. Unter dem Basrelief befindet sich eine Inschrift, Name und Stand des Dahingeshiedenen enthaltend, der Tag seiner Geburt und seines Todes ist auf den beiden Tafeln eingeschrieben, die von den zu beiden Seiten angebrachten Figuren gehalten werden. Das ganze ist von weißem Marmor, mit Ausnahme der Sockel, die von dunklem Marmor sind. Auf dem oberen Sockel von etwas lichterer Farbe befindet sich die Dedikation.

Die Hauptteile des Denkmals werden während des Winters hier angefertigt, und die Errichtung an Ort und Stelle wird daher wohl kaum vor Juni nächsten Jahres stattfinden können.

Bei diesem Umstand, und da ich mich nun überdies genötigt sehe, den noch übrigen Teil der schönen Jahreszeit in einem Bade zuzubringen, werde ich nun wohl darauf verzichten müssen, Euer Hochwürden meine Verehrung für heuer nochmal in Ragaz persönlich zu bezeugen, so sehr mich dies auch gefreut hätte.

Ich erlaube mir nun noch schließlich, die Sache, die Sie bereits so zuvorkommend in Ihre Obhut genommen, Ihnen wiederholt zu empfehlen, und Sie

zu bitten, sich um dieselbe insbesondere bezüglich der rechtzeitigen und soliden Ausführung der Fundierungs-Arbeiten wohlwollend annehmen, und mir nach Vollendung dieser Arbeiten die Rechnung gütigst zumitteln zu wollen, worauf ich nicht säumen werde, unmittelbar nach meiner Zurückkunft Ende nächsten Monats verabredetermaßen Euer Hochwürden den Betrag zur gefälligen Auszahlung zu übermachen.

Mit der aufrichtigen Versicherung der Hochachtung und Verehrung empfiehlt sich

Euer Hochwürden  
ergebenster Diener

Friedrich Ziebland

k. bay. Oberbaurat u. Professor der Architektur."

6. Ziebland an Federer: „München, 4. November 1855.

Hochwürdiger, hochzuverehrender Herr Dekan!

Ich danke Ihnen, hochwürdiger Herr, hier wiederholt für all' die freundlichen Bemühungen und für die herzliche Teilnahme, mit der Sie die Ausführung des Denkmals unterstützen. Die Mitteilung, wodurch Sie mich auf eine den herrschenden Stürmen Widerstand bietende Befestigung des Monuments aufmerksam machen, ist mir ein wiederholter Beweis, wie wohlwollend Sie sich der Sache annehmen, die ich auch Ihrem ferneren Schutze im vollen Vertrauen anempfehle. Ich hatte, die Notwendigkeit einer starken Befestigung allerdings voraussehend, bereits

das Erforderliche in dieser Hinsicht angeordnet und es freut mich, diese Vorsicht nunmehr durch Ihre gütige Mitteilung gerechtfertigt zu sehen.

Aus der geehrten Zuschrift Euer Hochwürden ersehe ich, daß Sie die Güte haben wollen, für Seine Majestät den König die auf die Beerdigung Schellings bezüglichen Notizen aus dem Pfarrarchive erzerpieren zu lassen. Sollten Sie mir diese Notizen zusenden, so werde ich dieselben bei einer schicklichen Gelegenheit zu übergeben nicht ermangeln, und ich zweifle auch nicht, daß der König sie huldvoll entgegennehmen wird.

Mit ausgezeichnete Verehrung nenne ich mich

Euer Hochwürden

ganz ergebenster Diener

F. Ziebland,

k. bay. Oberbaurat u. Professor."

7. Ziebland an Federer: „München, 31. Dezember 1855.

Hochwürdiger, hochzuverehrender Herr Dekan!

An dem Monument wird jetzt rüstig geschafft, und ich freue mich recht sehr auf die Aufstellung im nächsten Sommer, da mir dann auf mehrere Tage das Vergnügen zuteil wird, in Ihrer Nähe zu verweilen.

Ich werde bei meiner Anwesenheit in Ragaz denn auch Gelegenheit haben, an dem an Euer Hochwürden von der k. Kabinettskasse übersandten Be-

trage das Fehlende zu ergänzen; einstweilen bitte ich auf Ersuchen des Herrn Kassierers, das Versehen zu entschuldigen.

Indem ich schliesse, grüße ich Sie, hochwürdigster Herr und Freund, sowie die geehrte Schwester Elisabeth nochmal auf das herzlichste und verbleibe mit unveränderlicher Hochachtung

Euer Hochwürden  
freundschaftlichst ergeb. Diener  
Friedrich Ziebland."

8. Ziebland an Federer: „München, 30. August 1856.

Hochwürdigster Herr Dekan!  
Hochgeschätzter Herr und Freund!

Im Gedränge einer abermaligen Abreise von hier beeile ich mich, Euer Hochwürden in aller Kürze zu melden, daß ich das Dokument, mit welchem Sie im Verein mit den dortigen Behörden mich beehrten, nachdem ich den König während einer nur zwoztägigen Abwesenheit dahier nicht zu Gesicht bekommen konnte, dem vortragenden Kabinettsrat, zu dem ich in freundschaftlichen Beziehungen stehe, übergab, welcher dem Könige auch sofort hierüber Vortrag erstattete. Seine Majestät waren, wie mir der Herr Kabinettsrat sagte, sehr erfreut, und äußerten das Vorhaben, Ragaz selbst zu besuchen, sobald es nur immer sein könne. Haben Sie die Gewogenheit, auch dem Herrn Präsidenten Egger, den ich vielmals zu

grüßen bitte, dies mitzuteilen, sowie auch dem Herrn Gemeindeammann Thiodera.

Mit bekannter Freundschaft verbleibe ich  
Euer Hochwürden  
ganz ergebenster

F. Ziebland."

9. F. Schelling an Federer: „Weinsberg, 30. August 1855.

Hochwürdiger, hochverehrter Herr Dekan!

Euer Hochwürden überaus werten und lieben Brief vom 21. d. M. beeile ich mich, zu beantworten, indem ich Ihnen vor allem danke für die ausführliche Darstellung der mir so wichtigen und teuren Angelegenheit. Wie hochherzig und edel erweist sich der König von Bayern gegen den Seligen, daß er ihm ein in jeder Hinsicht so herrliches Monument setzen läßt. Wenn Sie Ziebland die pfarrarchivarische Beschreibung des Todes und Begräbnisses meines sel. Vaters zuschicken wollen, habe ich natürlich gar nichts entgegen. Bis Neujahr wird voraussichtlich der II. Band der neuesten, hinterlassenen Werke gedruckt sein, was dem erlauchten und treuen Gönner des Seligen ein neuer Ansporn sein wird, das Andenken Schellings zu feiern, wenn es eines solchen noch bedürfte. Ich hoffe dann gewiß, so Gott will, Sie und Ihre liebe Schwester Elisabeth wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ich bitte Sie, auch dem verehrten Herrn Präsidenten der Kirchenver-

Robert, Maximilian II. von Bayern.

waltung in Ragaz meine ehrerbietigste, dankbarste Gefinnung auszudrücken. Nochmals herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, der mir in den traurigen Augusttagen so tröstlich war. Mit den besten Grüßen an Ihre liebe Schwester bin ich in innigster Verehrung

Euer Hochwürden  
gehorsamst ergebener  
F. Schelling, Diakonus."

10. Federer an Hungerbühler: „Ragaz, 3. September 1856.

Ich übersende zur Einsicht Sieblands Schreiben, das mir gestern zugekommen, mit der Bitte um spätere Rücksendung.

Mit zwei Worten bitte ich Sie, mir einen Wink zu geben, ob ich pfarramtlich an den Kl. Rat mit dem Gesuch um ein Gitter eingelangen soll? Dieses nur, um Ihnen dann zu weiterem Procedere einen passenden Anknüpfungspunkt zu geben.

Vielleicht interessiert es auch Herrn Kubly, Sieblands Brief zu lesen.

Nach dem Bischofe hat nun auch sein Offizial (vorgestern) das Denkmal geschaut und mir gegen- über sehr gepriesen.

Mit Hochschätzung und Gruß

Ihr  
ergebener Verehrer  
Dr. J. A. S. Federer, Pf."

11. Federer an Hungerbühler: „Ragaz, 23. September 1856.

Verehrtester Herr Nationalrat!

Vor meiner Abreise hatte ich noch von Helbling die Nachricht über den Gitterbeschluß erhalten. Er macht die Kunde durch die Blätter. Ich wünschte, daß der C. in den kleinrätlichen Verhandlungen meinen Namen aus dem Spiel gelassen hätte. Was ich noch wirken kann, geschieht am besten in der Stille. Für die liebe Schlußnahme danke ich dem kräftigen Baudepartement. Ihre Hindeutung auf weitere Beiträge in Ragaz sehe ich als einen kleinen Hieb für meine Derbheiten, als einen Scherz an. Es wäre ja ein Crimen laesae, einem hoheitlichen Beschlusse mit schwachen Krücken nachhelfen zu wollen. Dagegen bitte ich Sie recht sehr, Herrn Kubly instruieren zu wollen, vor Festsetzung der Gitterlinie schriftlich oder mündlich über seine Absicht mich in Kenntnis setzen zu wollen, damit Verständigung und Zustimmung mit Herrn Egger und Verwaltung vorausgehe, was ich leicht zu erzielen hoffe. In den Verbaunissen ist nur Abtretung des Raumes für Grab und Grabstein enthalten. Der Raum für das Monument kam später nur so concedendo hinzu. Es muß einiger Gegner wegen, die von M. aufgestiftet werden, ein genügender Finalbeschluß und Abschluß ins Kirchenverwaltungsprotokoll.

Mein ganzes Leben ist konfessionell ein Kampf gewesen für friedliche Stellung zwischen Katholiken

und Akatholiken. So stand ich als Rektor mit den 41 protestantischen Schülern, als die Gesamtzahl am höchsten stand, so in der Universitätskommission mit meiner kath. theol. Fakultät, so hier mit meinen Taufen, Beerdigungen etc., so mit der Schellingdemonstration, so mit den seligen Commissionalarbeiten in St. Gallen, als Sie Berichterstatter waren, so fort und fort bis zur Stachelberger Beichtvaterarbeit.

Herzlichst grüßt

Ihr

ergebenster Verehrer u. Freund

J. A. S. Federer."

12. Prof. Dr. Trogler an Federer:  
„Zermatt, 14. Oktober 1856.

Hochgeehrter Herr, wertester Freund!

Ich verdanke Ihnen Ihre Zuschrift vom 8. ds. Sie hat mich durch den interessanten Bericht über die Errichtung des Schellingdenkmals erfreut und auch der Aufnahme wegen, die meinem Sendschreiben geworden ist, beruhigt. Ich hegte einige Besorgnis in der irrigen Voraussetzung, daß die Aufstellung des Denkmals mit einer Feier begleitet sein würde, und im Gefühl, daß auch von schweizerischer Seite eine Kundgebung erkenntlichen Angedenkens schuldiger Pietät stattfinden sollte, wollte ich als ältester Schüler des ewig teuren Meisters dazu einen Beitrag bringen und Schelling besonders als begehrten Universitätslehrer des Hauptstudiums der

Philosophie feiern. Die Eilfertigkeit, mit welcher ich den Gedanken ausführte, ließ mir dann bei nachheriger Reflexion Skrupel aufsteigen über den Eindruck, welchen das Schreiben in dem verfehlten Momente gemacht haben möchte und Besorgnis, daß einige Beziehungen des Inhalts zu Mißverständnissen geführt haben könnten. Ich schätze mich nun glücklich, daß dies nicht der Fall war, und freue mich des Erfolges, den Sie mir zu melden die Güte hatten. . . . .

Der Söhne Schellings Einer hat mich in Bern besucht. Erscheinen nicht auch Abbildungen vom Denkmal in Ragaz?

Bewahren Sie mir gütigst Ihr Andenken und Ihre Freundschaft. Ich verharre mit Hochschätzung  
Ihr ergebener

Professor Dr. Trogler."

13. Freiherr von Malsen an Federer:  
„Bern, 23. Oktober 1856.

Euer Hochwürden

verehrlichste Zuschrift vom 22. September habe ich zu empfangen das Vergnügen gehabt, und wenn meine Erwiderung darauf sich so lange hat erwarten lassen, so ist der Grund hiervon, daß mich Ihre Nachrichten nicht mehr hier in Bern, sondern in Karlsruhe, inmitten der Vermählungsfeierlichkeiten, getroffen haben. Später machte ich eine Rundreise durch

mehrere Kantone, von der ich jetzt erst zu einiger Ruhe zurückkehre.

Ich habe nicht ermangelt, die mir mitgetheilte Korrespondenz zur Komplettierung der diesfälligen Akten nach München gelangen zu lassen, wo man gewiß Ihr wohlbemessenes Verhalten gegenüber einer dem Wesen wie dem Ton nach unbefugten Zudringlichkeit wohl zu würdigen wissen wird. Ich habe mittlerweile die Bestätigung der Nachricht erhalten, daß der erlauchte Schöpfer des Monumentes jedenfalls und zwar so bald als nur immer thunlich das vollendete Werk in Augenschein zu nehmen gedenkt. Es interessiert ihn immer, wenn er vernimmt, daß diese oder jene Notabilität irgend einer Gattung das Monument besieht und in dieser Beziehung würde ich zu Dank verpflichtet sein, wenn Sie mir berichten wollten, ob etwa bei der Anwesenheit der Kaiserin von Rußland in Ragaz, wo sie übernachtet haben soll, das Monument von ihr besucht worden ist, und welche Aeußerungen dabei fielen.

Empfangen Sie zum Schlusse die Versicherung meiner aufrichtigsten Wertschätzung.

Freiherr von Malsen,  
Königl. Bayer. Gesandter.

\* \* \*

Das Schelling-Denkmal zu Ragaz wird zu allen Zeiten Zeugnis ablegen von einem hochsinnigen und hochherzigen König, der, auf der Menschheit Höhen

wandelnd, nie aufhörte, pietätvoll und dankbar hochverdienten Rittern des Geistes auch nach ihrem Ableben sichtbare Zeichen seiner Huld zu geben.

Das dem Philosophen von Maximilian II. gesetzte Standbild war eben auch für den unsterblichen Mäcen auf dem Throne Bayerns ein monumentum vere perennius.



